

Zeitschrift: Zürcher Student : officielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 44 (1966-1967)

Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule
37/20

Redaktion:
Georg Kohler / Markus Mäder (Uni)
Xaver Achermann / Urs Rüegg (Poly)

Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30
Auflage 14 000
Redaktionsschluss Nr. 6: 2. Dezember

Druck und Versand:
Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG,
Werdstrasse 21, 8021 Zürich

Inserate:
Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37
8001 Zürich, Telefon 23 83 83

Hochschulsportanlage Fluntern

Übungen für Hörer aller Fakultäten zum Thema »Fussangeln in der Verwaltung«

Die Geschichte der seit 1902 geplanten Hochschulsportanlage diene jedem Stimmünger als Schulbeispiel eidgenössischer Verwaltung, auf dass er die Tücken eines vielgelobten Systems frühzeitig erkennen und umgehen lerne: Sie werden mit einem Mustermodell konfrontiert, an dem Sie den Aufbau des gesamten schweizerischen Verwaltungssystems und dessen verwickelten, ja hier gar verhängnisvollen inneren Zusammenhangen durchzercieren können. Sie können sich, indem Sie mit jeder Art juristischer und organisatorischer Finesse bespielt werden, die geeigneten Gegenmittel aushecken, die das Vademecum jedes gewieften Schweizer Politikers darstellen.

num - Schon seit 26 Jahren besteht die Absicht, auf der Allmend Fluntern eine Hochschulsportanlage ins Dreieck Zürcherstrasse, Dreiwiesenstrasse und Forrenweg, angrenzend an die Tramschleife der Linie 5, zu bauen. Seit 1940 wird Projekt um Projekt von Ratsherr zu Ratsherr geschoben.

Wer ist verantwortlich für die dauernden Verzögerungen? Haben die Architekten, haben die vielen Räte, haben Gemeinderat, Stadtrat, Kantonsrat, Regierungsrat, Stände- und Nationalrat und Bundesrat und die ebenfalls in die Sache verwickelten Gerichtsinstanzen, haben diese alle, mit ihren mehrmals wechselnden kompetenten Leuten, haben sie alle versagt? Zum vorherein: deutlich nein! Immer wieder hat Stelle um Stelle den Weg weiter gefunden, aber immer wieder hat er erneut in den Irrgarten geführt.

Wir sind trotz allem nicht mehr dort, wo wir 1940 standen, auch wenn das so scheinen mag: Alle Behörden haben ihre damals erforderlichen Kredite verabschiedet; Geld ist, zum Teil wenigstens, da; und mit Energie und Phantasie haben die ausführenden Organe, Erziehungsdirektor Dr. König, der ehemalige Baudirektor Dr. Meierhans, der damalige Schulratspräsident Dr. Pallmann und sein Vorgänger Dr. Rohn und mit ihnen ihr Sekretär Dr. Bosshardt und nicht zuletzt Architekt Dr. E.R. Knipfer mit seinem durchwegs einleuchtenden, eleganten Projekt, den Bau in die Wege geleitet: Völlig unkonventionell, wider jeden Sensus hatten Genietruppen der RS Brugg unter Oberst Boller 1963 mit der Planungsarbeit begonnen, so dass fast völlig kostenlos (nur das Rohöl zu Bunspreisen war zu bezahlen) heute der Anfang der Bauarbeiten geleistet ist. Das geschah alles noch vor dem Baustopp, der für Sportplätze absolut galt. Heute liegen die Baugruben offen da, weiter bauen aber kann man nicht – denn das Ganze hat Haken. Mehr als einen, und zwar solche, die nicht ohne weiteres vorauszusehen waren, für die man nieemanden eigentlich belangen könnte.

Jetzt liegt die Sache so, dass der Regierungsrat zwei »Kleine Anfragen« des Kantonsrats, die beide eine positive Entwicklung wiederum eher erschweren, eine von Dr. Walter Diggemann (dem damals stärksten Opponenten gegen die Strickhofun) und eine von Kantonsrat Ernst Bosshard (Pfäffikon), beantwortet hat. Ihre Fragen seien auch unsere Fragen, und die Antwort des Regierungsrats wollen wir schärfer profilieren:

Dr. Diggemann fragt im wesentlichen:

- Wegen verschiedenen Fehlkalkulationen ist der Bau eingestellt worden. Wie verhält es sich mit diesen »Fehlkalkulationen«, und wann kann mit der dringend benötigten Hochschulsportanlage gerechnet werden?

Ernst Bosshard (Pfäffikon) fragt:

- Welches sind die Gründe für den Unterbruch des Bauvorhabens?
- Wenn der Baustopp für Sportplätze der Grund war, warum hat man begonnen?

- Was gedankt der Regierungsrat zu tun für den Fall, dass das Projekt noch einige Jahre auf sich warten lässt?

- Wäre der Regierungsrat bereit, dem Stadtrat als Baurechtsgeber zu

Nur der gewiegte Politiker wird seinen Weg finden zur Vollendung unserer noch immer nicht vergessenen Baugrube beim Zoo durch das bald unabsehbare Gestirn von Bestimmungen und Sonderbestimmungen, die sich dauernd vermehren. Ob das System schlecht ist? Nicht unbedingt, nur ist es schwierig, sich darin zu bewegen. Nur der gewiegte Politiker... Werden unsere Politiker gewiegte Politiker sein? Und werden unsere Politiker nur Politiker sein, oder bringen sie das mit, was hier unbedingt erforderlich ist? Den Schuss Idealismus und Grosszügigkeit? Die Hochschulsportanlage ist unser Prüfstein für die menschlichen und politischen Fähigkeiten der Verantwortlichen.

beantragen, das Areal wieder einer normalen landwirtschaftlichen Nutzung zuzuführen, damit die wertvolle Umgebung dadurch nicht länger beeinträchtigt bleibt?

Sport ist mehr als Vergnügen

Zuerst zum Letzten: Hoffentlich ist der Regierungsrat nicht bereit; wir bitten ihn inständig, zu vermeiden, dass Gras über eine Sache wächst, für die sich schon so viele eingesetzt haben, die schon so manche verärgert haben, die aber von noch mehreren dringend benötigt wurde. Auf der Fluntern darf kein Gras wachsen, bis die Anlage steht.

Auch das reduzierte Bauprogramm müssen wir mit allen Mitteln zu vermeiden suchen: Durch jede Kürzung irgend eines Teiles der Anlage fällt das Ganze, nicht nur harmonisch, sondern auch funktionell, aus dem Gleichgewicht.

Die wertvolle Umgebung darf tatsächlich nicht weiter ungenutzt bleiben: wir Studenten wollen sie nutzen. Sport ist uns ein ganz zentrales Anliegen. Es geht uns nicht um eine perfekte Kur auf dem Pausenpferd oder gar den Fussballmatch im Sonntagnachmittagsprogramm des Fernsehens, es geht uns darum, einen immer dringender nötigen Ausgleich zu den ständig steigenden Anforderungen unseres Studiums zu schaffen. Dieses Bedürfnis nach Sport, dem in Deutschland, Schweden, ganz zu schweigen von Amerika, entschieden anders Rechnung getragen wird als bei uns, dieses Bedürfnis ist nicht geschafft von findigen Soziologen, aufgegriffen vom Staat und von Studenten leichtgläubig akzeptiert, dieses Bedürfnis besteht tatsächlich: Der enorme Andrang der Turnenden muss keinem Beteiligten in Kurven nähergebracht werden: Die Turnhallen und -wiesen sind dauernd mehr als voll ausgelastet, so dass sich der ASVZ schon längst

nicht mehr leisten kann, irgendwie Propaganda für den Studentensport zu trennen: hechten Sport, Wer diese romantische Beschreibung unseres Sports zu schön gezeichnet, idealistisch schöngestellt findet, kommt in die Stunden. Es geht tatsächlich so schön zu und her! Und dies, meine ich, ist zuviel wert, als dass man es vernachlässigen oder gar verhindern dürfte. Das Projekt darf nicht, wenigstens auf sich warten lassen, was für Gründe es auch seien, das Bauvorhaben unterbräché! Und Gründe gab es mehr als einen. Um diese Gründe oder Haken zu verstehen, braucht man sich Rechenschaft abzulegen über das komplizierte Procedere in den Räten, das gewährt werden musste, um bei geschätzten Kosten von 3,3 Mio. Franken eine unpopuläre Volksabstimmung zu vermeiden.

Wir haben (zum Teil) Kredite

Bereits 1955 beschloss der Bund einen ersten Kredit von 1,3 Mio. * Franken; 1962 »doppelte er nach auf 2,9 Mio. Die Bundeskredite, als hälfte Beiträge – infolge hälfte Benützung der Anlage durch die ETH – gerechnet, stützten sich auf die Angaben und Kreide des Kantons, der seinerseits, um eben diese Volksabstimmung zu vermeiden, seinen Kredit unter einer Million, auf 950 000, ansetzen musste. Er wurde 1960 gewährt und seitdem nicht mehr erhöht. Um die Hälfte der damals berechneten Kosten zu erreichen, beliefste er den Sporttotofond mit 1,615 Mio. Dieser Betrag wurde 1962 auf 1,95 Mio. * erhöht. Nun stehen also genau 5,8 Mio. zur Verfügung. Da aber, in-

folge der Abstimmungsklausel, infolge des ohnehin sehr hohen Sporttotokredits und infolge des sich nach diesen Beiträgen rückende hälftige Bundesbeitrags, ein Teuerungsausgleich unmöglich war und da gemäss Regierungsratsbeschluss diese Kredite nur auf geschätzten Kosten basieren sollten, war eigentlich zum vornherein schon damit zu rechnen, dass sich Differenzen ergeben. Das meint Diggemann mit »Fehlkalkulationen«.

Und tatsächlich: Die üblichen Teuerungen – infolge Baustopps, ein Jahr später um so deutlicher spürbar – und die etwas zu tief geschätzte Bausumme, bewirkten, dass heute über 4 Mio. fehlen. Wenn das Geld nicht da ist, kann nicht begonnen werden. Wir verzagen aber noch längst nicht. Das Geld kann beschafft werden. Ein Umstand kommt uns nämlich zugute: Heute sind Kredite erst ab 3 Mio. im Kanton abstimmungspflichtig, so dass der Regierungsrat und Kantonsrat eigenmächtig ihren Kredit auf 2,9 Mio. erhöhen können. So wird auch der Bund um 2 Mio. erhöhen, womit die fehlenden 4 Mio. gewonnen wären...

Wir setzen nun unser volles Vertrauen in alle beteiligten Räte, dass sie, nachdem das grundsätzliche Ja längst gefallen ist, sehr rasch noch fehlende Beträge, verschoben werden. Wenn aber nicht alle Instanzen, und deren sind viele, mit größtem Einsatz und Unterdrückung auf jede Art von Paragraphenreiterei die Sach unterstellt, wird eine Verschiebung über weitere Jahrzehnte möglich sein! Das ist allen Beteiligten längst klar. Sie wissen genau, dass das Geld beschafft bar ist, sie wüssten auch wie, sie wissen auch, dass je rascher es geht, desto weniger Geld nötig ist. Und doch klappt es nicht. Man kann noch nicht weiterbauen, weshalb? Die Räte kommen gar nicht dazu, über weitere Kredite zu verhandeln. Ein Prozess ist hängig, und solange er nicht beendet ist, bleibt die Entwicklung stehen: Die mittlere Parzelle des Areals war im Juni 1934 von der Stadt zur Freihaltung einer Grünfläche zwischen Zürichberg und Adlisberg entgegnet worden. Am 26. September 1963 reichten die Nachkommen des seinerzeit Enteigneten Dr. Schellenberg beim Verwaltungsgericht eine Klage auf Rückerstattung des Areals ein, das mit der Verwendung des Landes für die Sportanlage der ursprünglichen Zweckbestimmung der Enteignung preisgegeben wurde, da eines der geplanten Gebäude teilweise auf diese mittlere Parzelle zu stehen käme. Warum denn nur hat sich der Kläger nicht viel früher gemeldet? Er konnte nicht! Erst aufgrund des neuen städtischen Baurechts, das »schärfer als das alte, selbst derartige Nutzbarkeiten auf Grünzonen verbietet, hat er eine

Liebe Studentinnen und Studenten, die grossen Bauarbeiten in unserem Hauptgebäude verunmöglichen es leider, in seinen Räumen am ETH-Tag 1966 auch den traditionellen Poly-Ball durchzuführen. Die Vorfreude auf diesen Anlass, welche in früheren Jahren durch die verheissungsvoll ausgeschmückten Hallen, Korridore und Übungssäle ausgelöst wurde, fehlt uns dieses Jahr. Vom neu entstehenden ist noch wenig zu sehen, und abgesperrte Durchgänge, Verschüttungen, Staub und Bauschutt scheinen die Feststellung verbannt zu haben. Um so wichtiger ist deshalb, dass sich unsere Studentenschaft nicht verdirren lässt und den 12. November gleichwohl als ihren Festtag empfindet. Um ihr die Teilnahme am Festakt zu ermöglichen, führen wir die Feier trotz aller Erschwernissen wieder in der grossen Halle des Hauptgebäudes durch. Die einzige Gelegenheit, unsere Studierenden mit den Behörden, Gästen und Freunden unserer Hochschule, den Professoren, Dozenten, ihren Mitarbeitern und dem Personal zu vereinen, um einen Rückblick auf das verflossene Studienjahr zu werfen und festlich ein neues zu beginnen, wollen wir uns nicht entgehen lassen. Je übersichtlicher unsere Hochschule wird, und je mehr der gegenseitige Kontakt zwischen den Studierenden der verschiedenen Abteilungen verlorengehen droht, um so wichtiger wird es, das Gefühl der Zusammenghörigkeit anlässlich unseres ETH-Tages zu pflegen. Helfen Sie durch Ihre Teilnahme mit, unserem Stiftungsfest auch in den verstaubten Hallen jugendlichen Glanz zu geben!

Ihr Rektor der ETH
Hans Leibundgut

Programm (siehe Seite 12)

Handhabe für seinen Prozess bekommen.

Wir sind überzeugt, dass eine Verständigung im Laufe dieses Jahres noch erreicht werden kann.

Denn Stufe für Stufe – der Prozess ist die erste – müssen erneut alle Schwierigkeiten gemeistert werden. Alle Räte müssen ihre Zusatzkredite beschliessen, bevor man wirklich weiterbauen kann. Wir erwarten alle guten Willen und Durchhaltekraft eines jeden, aber auch grosszügige Nachgiebigkeit, sogar in wichtigen Punkten, weil jede noch so grosse Einzelheit im Sinne des Ganzen zurückführen muss.

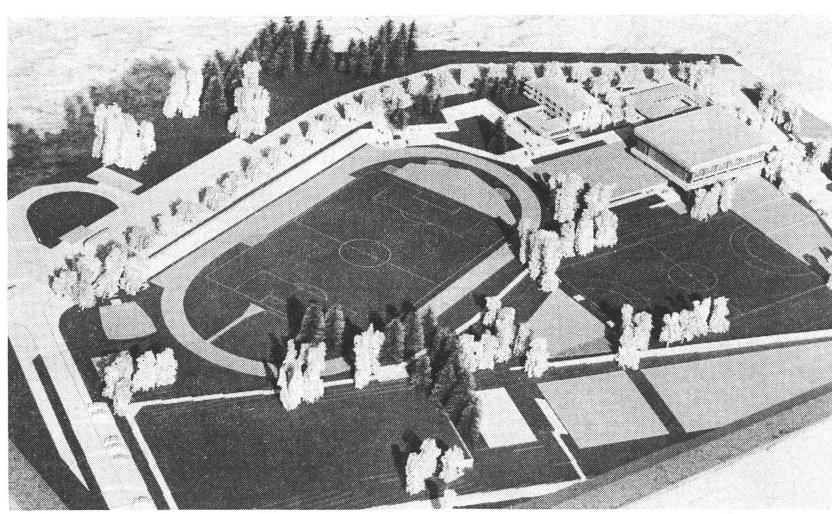
Sport ist eine enorm wichtige Angelegenheit geworden, was die Zürcher Studenten selbst längst erkannt haben: Sie treiben offensichtlich mehr Sport als die anderer Hochschulen. Und diesen vermehrten Bedürfnis muss entsprochen werden, denn es lohnt sich auch finanziell auf die Dauer: Die besonders bei Akademikern zunehmende Frühinvalidität entfällt dem Staat Kräfte und Steuergelder vor, deren er dringend bedarf: Ob ein Ingenieur, Architekt, Manager, usw. bis 55 oder 65 arbeiten kann, ist nämlich weiss Gott nicht unweisentlich. Der Herzinfarkt z.B., die häufigste Art von Frühinvalidität, resultierend aus Bewegungsmangel, zuviel Essen und zuviel Arbeit, kann durch Sport, der raschere Erholung und geistig grössere Leistungsfähigkeit ermöglicht, zum grössten Teil verhindert werden. Sport macht sich also bezahlt. Es ist auch aufschlussreich, festzustellen, dass der körperlich leistungsfähige, also tur-

Fortsetzung auf Seite 2

* Dürfen wir Herrn Bossards »Kleine Anfrage« nebenbei berichten?

Er schreibt nämlich: »Im Jahre 1955 hatten die eidgenössischen Räte einen Kredit von Fr. 2 565 000.– bewilligt. Seine falsche Angabe hat er vermutlich aus dem Antrag des Regierungsrates vom 21. Juli 1960 über die Bewilligung eines Kredites für die Errichtung einer Hochschulsportanlage, den er allerdings falsch verstanden haben muss.

Er scheint auch nichts zu wissen von der Erhöhung des Sporttotofonds von 1 615 000 auf 1 950 00.



Das Projekt für die Hochschulsportanlage auf der Allmend Fluntern von Architekt Dr. E. R. Knipfer.



Ehrenvoller Abschied: Dr. Bosshardt beim Diner in der Zunftstube zur Schmidn. Links von ihm Schulratspräsident Minister Burckhardt und (stehend) Prof. Dr. Saxer. Rechts Prof. Dr. Leibundgut, Rektor der ETH.

Wir danken Dr. Bosshardt

Normalerweise müssen wir es im Zs unterlassen, verdiente Leute der ETH oder der Uni ausdrücklich zu würdigen. Der wegen Erreichens der Altergrenze zurückgetretene Sekretär des Schweizerischen Schulrates, Dr. Hans Bosshardt, ist aber zweifellos eine Ausnahme wert, denn für seine langjährige Tätigkeit im schweizerischen Hochschulwesen und für sein besonderes Interesse an uns, den Studenten, gehört ihm auch unser spezieller Dank. Viele mögen ihn persönlich aus seiner Sprechstunde kennen, wo er meist zwar überbeschäftigt, doch trotzdem nicht abgeschäftig, ja sogar herzlich die grossen und kleinen Probleme der Stipendien oder eines Auslandaufenthaltes lösen half, und manche werden vielleicht in Zukunft am Vorzimmer zur Schulratsecke jene angenehme Eigenheit ver-

Fortsetzung von Seite I

nende Student häufiger unter den fachlich Leistungsstarken als unter den Leistungsschwachen zu finden ist.

Ist das alles nicht von grösserer Bedeutung als der Blick ins Zürcher Oberland, der, wie der Quartierverein Zürichberg (teils sicher zu Recht) eingewendet hat, durch den neuen Bau behindert würde? Wir haben grössere Probleme als Ästhetik, wir wollen schlicht unseren Körper gesund halten!

Wir möchten auch keineswegs nur immer nehmen vom Staat, obwohl das sicher den Anschein macht. »Letztes Jahr Mensa, jetzt Sportplatz, und bestimmt wird ihnen nächstes Jahr wieder etwas einfallen«, mag man uns mit einem Recht vorwerfen. Wenn uns sichtlich irgend jemand Steine des Anstoßes aus dem Weg räumen würde (wir haben gehört, es sei bereits etwas im Tun) wenn also z.B., was das erste und wichtigste ist, der Prozess geschlichtet werden kann (wofür laut Auskunft des Regierungsrats begründete Hoffnung besteht), weil, wer weiß, der Kläger aus reiner Sympathie für eine gute Sache seine Forderungen mildert, weil, wer weiß, die Regierung, von diesem unerwartet grosszügigen Angebot überrascht, ja überrumpelt, ebenso in einigen Teilen nachgibt), wenn also einmal jemand durch eine idealistisch grossherzige Leistung das erste Eis bricht, hat er eine studentische Ehrung verdient: einen Fackelzug, eine Gedenktafel, oder was immer es sei. Wir haben in andern Dingen schon hart fordern können, wir möchten umso freundlicher danken können, wenn sich hartes Forzieren erübrigt durch grösstes Wohlwollen von öffentlicher und privater Seite...!

6280 Schulrathsgefäße vorbereitet, ungefähr 150 000 Besucher empfangen und 433 000 Dokumente mit seiner Unterschrift versehen. Ein guter Sekretär, wahrhaftig! Seine ausgezeichnete Kenntnis des ganzen schweizerischen Hochschulwesens und speziell sein Wissen über alles an der ETH, deren personelle, technische, bauliche und organisatorische Entwicklung und Anpassung über 36 Jahre, seine Erfahrung im schweizerischen Stipendiawesen, das er über Jahrzehnte verwaltet und dem er in der kurzzeit begonnenen Neuorganisation weiterhin seine besten Kräfte zur Verfügung stellen wird, all das scheint auf den ersten Blick nur Wissen, nur Erfahrung eines guten Sekretärs zu sein, der die anfallenden Geschäfte nur kennt, weil er sie eben vorbereitet. Wie weit er Beschlüsse dabei selbst wesentlich beeinflusst, ist nicht leicht abzuklären. – Dieses auffallende Sichzurückstellen Dr. Bosshardts, so angenehm es sonst sein mag, für Chronisten ist es offenbar höchst unangehmen!

Was uns Studenten in besondere Weise freuen darf, ist das grosse Interesse, welches Dr. Bosshardt seit seines Lebens speziell studentischen Anliegen entgegenbrachte und sich auch noch in Zukunft entgegenbringt. So war er zum Beispiel lange Jahre Präsident der Betriebskommission für das Studentenheim, das unter ihm tatsächlich noch jenes Heim sein konnte und war, wo sich Studenten zu Tanz, Diskussion, Musikvorträgen und gemeinschaftlichen Anlässen aller Art zusammenfanden. Zusammen mit Dr. Schneiter gründete er 1939 den ASVZ, den studentischen Sportverband, als dessen Präsident er sich noch heute sehr aktiv – nicht etwa in der Sporthalle – mit finanzverwaltenden Behörden abmüht. Von den studentischen Zimmern über Mensafragen zu Hilfsaktionen verschiedenster Zweckbestimmung, von Protestmärschen bis zu Studentenfoyers, kurz und gut, alles, was je die Gemüter vieler kurzlebiger Studentengenerationen erregte, war auch irgendwie sein Anliegen, und was immer jugendliche Köpfe unerfahrener Studentenfunktionäre ausdachten, kam oft nur durch seine Hilfe Zustande und blieb, wenn es sein musste, glücklicherweise unterwegs.

Das Arbeitspensum Dr. Bosshardts war erstaunlich; seine Arbeit werden in Zukunft wahrscheinlich zwei Leute übernehmen müssen, die endgültige Verteilung würde noch nicht vorgenommen. Seit 1. November ist Dr. Dänzler neuer Sekretär des Schweizerischen Schulrates. Verschiedene Aufgaben, zum Beispiel die bereits erwähnte Neuorganisation des Stipendiawesens, »richt für alle Öffentlichkeit bestimmte Extraträge des Bundesrates und die Vertretung des Schweizerischen Schulrats in verschiedenen Kommissionen wird Dr. Bosshardt auch weiterhin beibehalten. Für seine weitere Tätigkeit wünschen wir ihm neben guter Gesundheit vor allem etwas mehr Freizeit.

xa

missen, jene ungezwungene Atmosphäre, die das laute, herzhafte Lachen aus dem Zimmer Dr. Bosshardts schuf.

Schon als Jusstudent an der Universität Zürich interessierte sich Dr. Bosshardt in erster Linie für die Angelegenheiten der Hochschule. So war er anfangs der zwanziger Jahre Delegierter im VSS (Verband Schweiz. Studentenschaften). Als Vertreter für Internationales kam er auch mit dem neu gegründeten WUS (World University Service) in Kontakt, einer Organisation, die sich vor allem mit den Studienbedingungen in allen Ländern der Welt auseinandersetzt und bis heute zu einer eigentlichen studentischen Entwicklungshilfe für Hochschulen unterentwickelter Länder ausgeweitet wurde. Während der Kriegsjahre war Dr. Bosshardt ihr internationaler Präsident. Damals gründete er auch die schweizerische Hilfsaktion für Flüchtlingsstudenten.

Nach kaum beendeten Studien im Jahre 1930 erhielt Dr. Bosshardt das hohe Amt des Sekretärs des Schweizerischen Schulrates. Seine 36jährige Amtszeit zu überblicken fällt nicht nur einem Aussenstehenden schwer, musste sich doch selbst der jetzige Schulratspräsident Minister Dr. Burckhardt beim Abschiedssessen zu Ehren Dr. Bosshardts höhnisch lächeln, wie er zugab, auf eine quantitative Wertung beschränkt. Dr. Bosshardt habe nämlich während seiner Amtszeit nicht weniger als rund

xa

Studenten, Geld und Militär

Ein Student hat es gewagt: Er hat sich vor Bundesgericht beschwert über die Bemessung des Militärflichtersatzes. Das Gesetz schreibt eine Personaltaxe von 15 Franken und eine Einkommensteuer vor. Für Studenten ist nun von besonderer Bedeutung, wie man in der nützlichen Broschüre des VSS »Student und Militär« nachlesen kann, »dass als Einkommen auch die Zuwendungen gelten, die der erwerbsfähige Ersatzpflichtige von Verwandten oder Dritten erhält, um seinen und seiner Familie Lebensunterhalt und Aufwand zu bestreiten, mit Ausnahme der Zuwendungen, die unmittelbar zu seiner beruflichen Ausbildung verwendet werden müssen. Auch Stipendien gehören zu den Zuwendungen, Darlehen jedoch nicht. Als unmittelbar zur Ausbildung gehörig werden nur Kollegengelder, Ausgaben für Schulmaterial, Examengebühren und ähnliches verstanden. Dies hatte der Student in seiner Beschwerde als unzulässig einschränkende Auslegung empfunden. Sie entspricht jedoch dem Sinn des Ge-

setzes, und deshalb wies das Bundesgericht die Beschwerde ab.

Die Begründung des Bundesgerichts, wie sie in einer Darstellung vom 3. September in der NZZ-Morgenausgabe vom 16. Sept. niedergegeben wurde, gibt doch zu einzigen Überlegungen Anlass.

Man sei sich bewusst, hiess es, »dass derjenige, der für den Lebensunterhalt des Ersatzpflichtigen sorgt, in der Regel auch dessen Militärflichtersatz und die auf jeden Zuwendungen beruhende Einkommensteuer bezahlen wird. Ist es der Vater, der mit den Studienkosten ein oft einschneidendes Opfer bringt, das bei seiner Steuer in keiner Weise berücksichtigt wird, so wird von ihm also auch das Ersatzopfer für nicht geleisteten Militärdienst bezahlt. Wird das Studium mit Stipendien bezahlt, so ist der Widersinn offensichtlich, dass diese vom Staat wiederum besteuert werden. Am härtesten trifft es den Werkstudenten, der seinen Lebensunterhalt nebenbei verdienen muss. Daran wird jedoch gar nicht gedacht. Das Bundesgericht spricht be-

xa

setzes, und deshalb wies das Bundesgericht die Beschwerde ab.

xa

VSETH und Oststudentenschaften

Im vergangenen akademischen Jahr hat unser Verband seine Beziehungen zu den Studenten hinter dem Eisernen Vorhang gepflegt und weiter vertieft. In den Frühlingsferien weiliten unser Präsident und der Quästor für einige Wochen in verschiedenen Oststaaten.

Im Sommersemester versuchten wir dann zweimal, zwanzig Studenten zu finden, um unsere Austausche mit Polen und der Tschechoslowakei zu verwirklichen. Ob nun der Preis zu hoch, das Datum schlecht gewählt, das Programm miserabel oder die Propaganda ungünstig war, eines stand fest: Am Stichtag hatten wir nur vier Anmeldungen, und zwar keine einzige vom Poly!

Sehr enttäuscht, vor allem auch, weil positive Vorschläge von Seiten der Studenten ausblieben, sagten wir den Austausch mit Gliwice ab. Eine Absege an Brno fiel uns zu schwer. Dort hatten wir ja mit zwei Dozenten und nicht mit einer kommunistischen Organisation verhandelt. Auch war die Selektion der Teilnehmer schon aufgrund einer Semesternote erfolgt, und die betreffenden Auserwählten hatten sich mit Deutschunterricht bereits auf die Reise vorbereitet. – Der Vorstand beschloss deshalb, ohne allerdings vorerst eine Finanzierungsmöglichkeit zu sehen, 20 Studenten einfach einzuladen.

Was und wie es nachher geschah, weiß eigentlich keiner mehr ganz genau, außer unserer Sekretärin, denn plötzlich waren die Spenden da, aus der Industrie, von der Pro Juventute und von der Pro Helvetica. Zahlreiche Zürcher Familien erklärten sich spontan bereit, Leute aufzunehmen, die Studentenschaften anderer Hochschulen waren über Nacht mit dabei, und was wir eine Zeitlang kaum gehofft hatten – einige Wochen später waren die Tschechen wirklich in der Schweiz. Die ersten fünf Tage verbrachten sie in Zürich bei hilfsbereiten Familien und tagüber auf Besichtigungen, dann reisten sie für fünf Tage ins Tessin, das Wallis und den Jura, wobei sie auch die Universitätsstädte Lausanne, Genf, Freiburg und Bern besuchten. Nachher mussten wir sie leider noch in einem Arbeitslager auf dem Hasliberg unterbringen. Sie halfen mit beim Bau eines Berghauses und einer Wasserleitung, und zwar so selbstverständlich, dass es uns zum Schluss gar nicht mehr so unangenehm war.

Der Abschied war beinahe rührend. Wir hatten alle das Gefühl, wir hätten uns auf eine sehr angenehme Weise kennengelernt und verstehen gelernt. Ich glaube, damit wurde doch der Zweck erreicht! Allen, die uns dazu halfen, danken wir herzlich. Ganz besonders: Bravio Christa!

Maurice Rubens

Alljährlich beginnen sehr viele Studenten aus fast allen Ländern der Welt einen Studienaufenthalt in der Schweiz, sei es, dass sie ihr ganzes Studium hier zu machen gedenken, oder sei es nur zu einem Auslandstudienjahr oder zu sogenannten post graduate studies. Allein dieses Jahr waren von den rund 1000 neu immatrikulierten Studenten der ETH ungefähr 200 ausländischer Nationalität. Die Schweiz steht nach der Gesamtzahl der ausländischen Studenten von allen Ländern der Erde an achter Stelle, prozentual (rund jeder vierte Student ist Ausländer) dürfen wir in den vordersten Rängen stehen. Die damit gegebene ausgezeichnete Gelegenheit zu weltweitem Kontakt – oft hat man allerdings den vagen Eindruck, eine gewisse schweizerische Beschränktheit unter den Studierenden belasse es im wesentlichen bei der Möglichkeit – ist nicht nur für uns Studenten, sondern vor allem für unsere gesamte Wirtschaft von unschätzbarer Bedeutung.

Der VSETH versuchte in diesem Jahr auf seine Art, den neuankommenden Kommilitonen die Ankunft in ihrem Gastland zu erleichtern. Ueber Presse und Rundfunk suchte er gastfreudliche Zürcher Familien, welche für ein Wochenende oder auch nur für einige Stunden einen ausländischen Studenten aufzunehmen wollten, um ihm die Einbürgerung in unsere schweizerischen Verhältnisse zu erleichtern. Ueberauschwerweise waren dazu sehr viele Familien bereit, sogar mehr als interessierte Ausländer. Etwa 70 Kommilitonen nahmen nämlich an der Stadtbesichtigung teil, und rund die Hälfte wünschte und verbrachte auch nachher wirklich ein Wochenende in einer Familie.

Vor zwei Jahren war ein ähnlicher Versuch weniger erfolgreich, weil damals die ausländischen Kommilitonen einzeln ihre Gastfamilien auszuwünschen hatten. Ein gewisser Rahmen, ein Höhepunkt fehlte, nämlich der Empfang beim Stadtpräsidenten. War es der Aperitif aus geplattetem Keller, der kleine Imbiss oder ganz einfach die Ambiance, welche die Kontaktaufnahme so ungezwungen vor sich gehen liess? Für einen Augenblick schien jedenfalls jene internationale Atmosphäre der Verständigung geschaffen, die der Stadtpräsident in seinem Begrüssungswort für jede Form der Zusammenarbeit gewünscht hatte.

In besondere dem Stadtpräsidenten und den zuvorkommenden Zürcher Familien sei an dieser Stelle im Namen aller ausländischen Kommilitonen und des VSETH herzlich gedankt. Allen unseren Kommilitonen wünschen wir einen angenehmen und erfolgreichen Studienaufenthalt.

Dissertationen vom Truninger

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniastrasse 9
8001 Zürich
Tel. (051) 23 16 40

sind qualitativ hochstehend und preisgünstig

Wir beraten Sie absolut unverbindlich

Wer hat Angst vor grossen Krediten?

Strategie gegen potentielle Neinstimmer

Wird uns die Stimmünger die nächsten grossen Hochschulkredite versagen, wenn wir auf all die Bauten, die wir so dringend benötigen, verzichten müssen? Wir können es uns nicht leisten, irgendwelche Hochschulvorlage bacab gehen zu lassen. Es ist unsere Aufgabe, das mit allen Mitteln zu verhüten, nachdem wir einmal die Gefahr deutlich erkannt haben. Mit der Mensa und dem Institutsgebäude haben wir zwar noch einmal Glück gehabt, aber wir dürfen uns nicht auf das Glück verlassen: Können wir den Stimmünger für ein überzeugtes Ja gewinnen? lautet die Hamletfrage.

Ausbau der Universität, Strickhofprojekt in Gefahr?

Am 11. Sept. 1966 haben die Stimmünger des Kantons Zürich dem Kredit von 4,4 Millionen Franken für den Bau einer Mensa für die Studierenden der Universität Zürich mit 67 854 Ja gegen 48 523 Nein zugestimmt. Alle, die sich seit Jahren für die Errichtung einer Mensa eingesetzt haben, konnten atmen: Die Mensa kommt! Doch halt! Sind da nicht etwas viel Neinstimmer? Am gleichen Sonntag haben die Zürcher Stimmünger mit 108 645 Ja gegen 9400 Nein einen kantonalen Gesetz über Ergänzungsleistungen zur AHV und IV zugestimmt. Beim Vergleich der beiden Resultate stellt man plötzlich ernsthaft fest, dass die Ja- und Neinstimmer bei der Mensa eigentlich bedrohlich nahe beieinander liegen. Hätten nur 10 000 Stimmünger statt einer Mensa-Kredit wäre glatt versenkt worden! Bei der AHV-Abstimmung würde eine solche Verschiebung kaum auffallen. Bei der Mensa haben über 40 Prozent der Stimmenden ein Nein eingebracht, und das, obwohl sämtliche Parteien das Kreditgebot unterstützt haben, obwohl keinerlei Opposition bestand.

Am 16. Oktober 1966 haben die Stimmberchtigten des Kantons Zürich einen Kredit von 6,7 Millionen für ein überaus dringend benötigtes Institutsgebäude der Universität an der Freiestrasse mit 81 426 Ja gegen 66 160 Nein knapp angenommen. Die Neinstimmer erreichten diesmal sogar knapp 45 Prozent. Von den elf Bezirken des Kantons haben vier, nämlich Hinwil, Pfäffikon, Winterthur(!) und Andelfingen, die Vorlage verworfen, in den Bezirken Affoltern und Dielsdorf war der Ja-Ueberschuss nur ganz knapp. Dabei war dieser Kredit überhaupt nicht umstritten! Ja es ging nicht einmal mehr um eine Mensa, wo man noch einigermaßen zu Recht der Ansicht sein konnte, die Verpflegung der Studenten sei nicht Sache des Staates; es ging um ein Institutsgebäude, ohne das das ganze Programm, unsere Universität durch eine kritische Phase hindurchzusteueren, über den Haufen geworfen werden wäre.

Besonderes Aufsehen muss noch die Tatsache erregen, dass in der zweiten Abstimmung, die knapper ausfiel, die Stimmabteilung 54% betrug, während an der Mensabstimmung nur 43% der Stimmberchtigten teilnahmen. Die Neinstimmer nehmen also bei steigender Stimmabteilung stärker zu. Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass das Reservoir der Neinstimmer grösser ist als das der Zustimmenden. Man darf behaupten, dass wir auf Jahre hinaus weder Mensa noch Institut hätten, wenn auch nur eine Partei gegen den Kredit Stellung genommen hätte, wenn sich auch nur eine unbedeutende, aber organisierte Opposition gezeigt hätte. Und diese Tatsache gibt Anlass zu Bedenken. Denn

Wie soll das weitergehen?

Der Regierungsrat hat in seinem diesen Sommer veröffentlichten Bericht über die voraussichtliche Entwicklung des Finanzhaushalts unseres Kantons bis zum Jahre 1970 auch ein Bauprogramm des Kantons Zürich vorgelegt. Die Bauvorhaben sind entsprechend ihrer Dringlichkeit in vier Gruppen eingeteilt. Innerhalb der Gruppen bestimmt ebenfalls die Dringlichkeit den Rang. Dabei wird zum vornherein schon betont, dass in den nächsten vier oder fünf Jahren nur Bauten erster und zweiter Dringlichkeit in Angriff genommen werden können. Die Bauvorhaben dieser beiden Gruppen sind im nebenstehenden Kästchen aufgeführt.

Das Total der Baukosten nur dieser ersten beiden Dringlichkeitsstufen macht den Betrag von 1 157 600 000 Franken aus! Ueber eine Milliarde also. Und alle diese Kreditgesuche unterlegen der Volksabstimmung, geht doch die Finanzkompetenz des Kantonsrates nur bis zu 3 Millionen Franken! Ein Blick auf die Kostenseite zeigt, dass die

Stadt Zürich der Bau einer Untergrundbahn abgelehnt wurde, weil sie eine halbe Milliarde gekostet hätte, und das obwohl sie vielen zugute gekommen wäre. Von einer Untergrundbahn profitieren auf den ersten Blick mehr Leute als von einer Universität.

Zwar hat sich das Zürcher Volk bis jetzt gegenüber der Universität von erkenntnisswerten Aufgeschlossenheit gezeigt. Wenn nun aber die wirklich grossen Beträge kommen, wenn die Finanzlage des Kantons immer prekärer wird, wenn eine organisierte Opposition auftritt (in Sachen Strickhof gibt es sie bereits, da immer noch kein Standort für die Landwirtschaftliche Schule gefunden ist), dann müssen nur noch einige den oben erwähnten Überlegungen zum Opfer fallen, und es ist um den Ausbau unserer Universität geschehen. Es sind dann gerade die 10 000, die bei der Mensa-Abstimmung, oder die 8000, die beim Institutsgebäude den Ausschlag gegeben haben. Jede kritische Sache wird, umso weniger Neinstimmer mehr braucht es, die nächste Vorlage zu verwerfen... Und ein Nein kann scheinbar vernünftig sein, denn lohnen sich:



Wird der Stimmünger der Wissenschaft und damit jedem einzelnen Studenten Hiebe versetzen, die nicht so leicht zu parieren sind.

Die oben gezeigten Überlegungen sind zwar abwegig, und trotzdem haben sie einen wahren Kern: Wir Studenten sind eine kleine überaus privilegierte Schicht! Jeder Student kostet den Kanton Zürich pro Jahr die exakte Summe von 9199 Franken, bei einem Studium von zwölf Semestern also glatt 55 194 Franken! Für jeden Mediziner, der abschliesst, hat der Staat sogar über 120 000 Franken auf den Tisch gelegt! Diese unglaublich erscheinenden Zahlen können von jedermann im Bericht Labhardt nachgelesen werden.

Für jeden Mediziner, der abschliesst, hat der Staat sogar über 120 000 Franken auf den Tisch gelegt! Diese unglaublich erscheinenden Zahlen können von jedermann im Bericht Labhardt nachgelesen werden.

Der Kanton Zürich zählte am 1. Jan. 1966 1 039 199 Einwohner. Von den an unserer Uni im letzten Semester immatrikulierten 6327 Studenten hatten 2811 Eltern mit Wohnsitz im Kanton. Die Studenten machen also gut ein halbes Prozent der Bevölkerung aus, die Zürcher etwas mehr als ein Viertelprozent. Von sehr vielen wird für sehr wenige sehr viel Geld ausgegeben!

Der Bund soll zahlen!

Die Tatsache, dass mehr als die Hälfte der Studierenden an der Universität Zürich aus anderen Kantonen

Eine brennende Aufgabe für die Studentenschaft

Es muss unbedingt etwas unternommen werden, damit der Ausbau der Universität nicht gefährdet wird. Die Verantwortung dafür tragen in allerster Linie die Direktbetroffenen, wir, die Studentenschaft. Wir wissen, unter welchen unzählbaren Umständen während der letzten Fakultäten und Institute gearbeitet werden müssen; wir sehen, was nötig ist. Dies genügt aber nicht. Es geht darum, dass der hinterste und letzte Stimmünger des Kantons davon überzeugt ist, dass ihm persönlich die Universität ebensosehr, wenn nicht mehr als ein Spitalkredit oder eine AHV-Ergänzungsleistung nützt! Zweitens müssen die prekären Umstände, unter denen heute gelehrt, gelehrt und geforscht wird, dem Volk gezeigt werden. Und endlich muss bei den kommenden Volksabstimmungen

massiv und energisch dafür gesorgt werden, dass jedermann überzeugt zu stimmt. Die Aktion muss mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln durchgeführt werden. Um erfolgreich zu sein, muss sie sich vor allem an potentielle Neinstimmer wenden, das heisst an Leute, denen die Universität fremd ist, die keine Beziehung zu ihr haben, die nicht wissen, was die obengenannten machen. Sollte am 20. November im Kanton Zürich das Frauenstimmberechtigung getragen werden, so stellt sich die weitere Frage, wie sehr eine Universität, wo die Männer in der Ueberzahl sind, auf das Verständnis der weiblichen Psyche zählen kann. Diesen Leuten muss zunächst einmal gezeigt werden, was die Universität nützt.

Das Volk wird nur bezahlen, wenn es das Gefühl hat, das Geld für etwas Sinnvolles auszugeben. In Zeitungsberichten, wenn möglich in regelmässigen Abständen, muss aus der Arbeit der Institute und Seminare berichtet werden, müssen die Probleme verständlich erläutert werden, die Verhältnisse geschildert werden. Dabei ist ein möglichst breiter Kreis von Zeitungen zu erfassen: Tageszeitungen, Wochenzeitungen, Illustrierte und – ein ketzerischer Gedanke – warum nicht auch, zum Beispiel vor einer wichtigen Abstimmung, die Boulevardpresse? Wie leicht lässt sich mit den Millionenbeträgen dem Volk das Fürchten beibringen, wie leicht Stimmung gegen die Studenten und Akademiker machen – man kann sich die Schlagzeilen leicht vorstellen. Dem muss vorgekommen werden. Warum nicht Schlagzeilen für eine gute Sache, warum nicht etwas reisserische Aufmachung, wenn es um den Fortbestand unserer Universität geht? Parallel dazu muss eine Kampagne im Radio laufen. Die Sendung

»Von Tag zu Tag« eignet sich vorzüglich. Daneben müssen aber auch besondere Sendungen über die Hochschule, ihre Arbeit und ihre Probleme ausgestrahlt werden. Alles unter Mitwirkung von Dozenten und Studenten. Wieder einmal sind uns unsere welschen Mitgenossen, die die gleichen Probleme haben, zuvorgekommen: Radio Suisse Romande hat beschlossen, von Oktober 1966 an regelmäßig am letzten Freitag des Monats während einer Stunde über diese Probleme in der Sendung »L'heure universitaire« zu berichten! Die Studentenschaften wurden zur Mitwirkung eingeladen. Wo bleibt unser Schweizer Radio? Wo bleiben unsere Studentenschaften? Vielleicht das wirkungsvollste Mittel sind aber Fernsehsendungen. Die Television erreicht Leute, die die Universität nur vom Hörensagen kennen. Sie hat ein breites Publikum. Sie eignet sich vorzüglich für unsere Zwecke. Regelmässig muss in der »Antenne« und in der Tageschau, aber auch in speziellen Programmen über die Universität und ihre Arbeit im Dienste der Allgemeinheit berichtet werden. Studenten, Assistenten und Dozenten aus allen Fakultäten müssen mit Geschick von ihren Arbeiten und Problemen erzählen. Das Interview, das der Schreibende im letzten Wintersemester als Präsident der Studentenschaft im Schweizer Fernsehen gegeben hat, war nur ein bescheidener Anfang. Mehr als einmal haben Zeitungen und Fernsehen ihre Bereitschaft bekundet, regelmäßig über die Uni zu berichten. Endlich kann auch in der Filmwochenschau über die Probleme berichtet werden.

Vor wichtigen und gefährdeten Abstimmungen muss ein wahres Trommelfeuer losgelassen werden. Wo immer es geht, muss dem Bürger gezeigt werden, was die Universität ihm direkt oder indirekt nützt. Ein gutes Beispiel haben seinerzeit die Veterinärs gegeben, als es beim Neubau der veterinärmedizinischen Fakultät auch um einen grossen Betrag ging und die Sache umstritten war. Sie haben durch eine geschickte Aktion weiteste Volkskreise erfasst. Überhaupt haben es die Mediziner am leichtesten, hier mit Erfolg zu arbeiten. Da sie die teuerste Fakultät haben, darf man auch auf ihren Einsatz zählen. Aber auch die Phil-Iler haben gute Möglichkeiten. Das Zoologische Institut hat mit den beiden vielbesuchten Ausstellungen »Amphibien der Schweiz« und »Reptilien der Schweiz« Leute in die Universität gebracht, die sie kaum von ferne kannten. Man spürt, dass der Direktor dieses Instituts, Prof. Hadorn, in Fragen der Universitätsplanung und im Umgang mit der Öffentlichkeit erfahren ist. Auch die im physikalischen Institut durchgeführten Führungen waren erfolgreich. Warum soll man aber nicht einmal ein altes, unter prekären Verhältnissen arbeitendes Institut zeigen? Was die Phil-Iler könnten, hat Prof. Meyer anlässlich der Einweihung des renovierten Historischen Seminars mit seinem Referat gezeigt. Den Germanisten wird sich bei der Einweihung ihres Seminars eine entsprechende Gelegenheit bieten. Warum in diesem Zusammenhang nicht den Sprachlatas der deutschen Schweiz weiteren Oeffentlichkeit vorstellen (die seinerzeitige Präsentation im Radio war unbefriedigend)? Publicity, Public Relations oder, wie unsere deutschen Kollegen sagen, »Öffentlichkeitsarbeit« muss ganz gehörig intensiviert werden. Hier öffnet sich der Studentenschaft ein Arbeitsfeld, auf dem bis jetzt viel zu wenig genutzt wurde. Wenn dieses brennende Problem jetzt nicht angegangen wird, wird es zu spät sein. Wenn die Studentenschaft sich hier nicht zu einem massiven und organisierten Einsatz aufrafft, dann ist der Ausbau der Universität gefährdet, weil das Volk die nötigen grossen Kredite nicht gewähren wird!

Franz Germann

Geschätzte Baukosten in Millionen Fr.	
Mensa für die Studierenden der Universität	4,4
Institutgebäude für die Universität (Freiestrasse)	6,7
Frauenklinik des Kantonsspitals Zürich	148
Neubau Kantonsschule Oerlikon	78,5
Ausbau Psychiatrische Klinik Rheinau	rund 10
Flughafen Zürich-Kloten (3. Etappe)	rund 70
Gebäude für Strassenverkehramt in Zürich	rund 30
Psychiatrisches Krankenhaus Embrach	rund 75
Verlegung der Landwirtschaftlichen Schule Strickhof	rund 40
Pflegeschule und Personalunterkünfte der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli	rund 5
Dringlichkeit:	
Gebäude für das Archäologische Institut und die Seminare der Universität	rund 30
Botanisches Institut und Botanischer Garten	rund 70
Universitätsbauten auf dem Strickhofareal	mehr als 500
Ausbau Kantonsspital Zürich	rund 10
Hörsaalgebäude für Pharmakologie und weitere Universitätsinstitute	rund 15
Bezirksgebäude Affoltern am Albis	rund 10
Erweiterung Strafanstalt Regensdorf (1. Etappe)	rund 25
Personalhäuser Höhenklinik Altstein	rund 5
Hörsaalgebäude der Universität	rund 25

¹ Vom Brief eines Professors, der über die heutige Situation nicht weiß, ganz im Bild ist und weil er neben der Universität wohnt, den Bau aus persönlichen Gründen ablehnt, darf hier abgesehen werden.

Cafeteria
WELLENBERG

am Hirschenplatz
nächst Zentralbibliothek
und Hochschulen

Der traditionelle Treffpunkt
der Studenten zum guten Essen
und zum gemütlichen Plausch.

NEU

Gegen Vorweisung der Legi
erhalten Studenten zu jedem Menü

GRATIS

einen Kaffee nach Ihrer Wahl

Eusi Meinig

Intelligenztest für Männer

Am 20. November findet im Kanton Zürich ein allen Stimmberchtigten offenstehender Intelligenztest statt. Der Ausgang der Abstimmung über das Frauenstimmrecht gibt Auskunft darüber, ob wir Männer im Jahrhundert der Gartenlaube oder in der Gegenwart geistig beherrschend sind. Sie gibt auch Auskunft darüber, ob wir Gesinnungs- oder Gelegenheitsdemokraten sind oder nicht.

Für Gentlemen und Demokraten gibt es nur eine richtige Antwort:

Stimmrecht für Mann und Frau

JA

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich



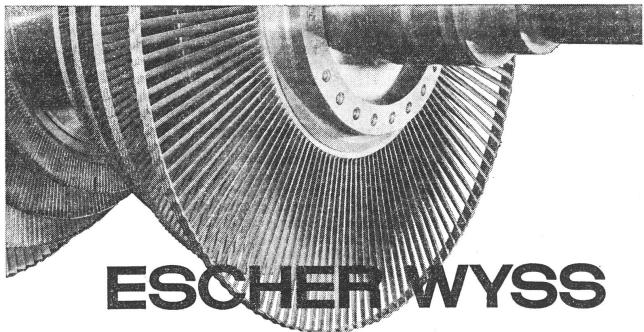
Etwa 80 verschiedene Berufe wirken bei der Schaffung eines neuen chemischen Produktes mit. Nicht nur der Chemiker, sondern eine grosse Arbeitsgemeinschaft steht ihm zu Gevatter. Allein in Forschung und Produktion beschäftigt die J.R. Geigy A.G. wissenschaftliche und technische Spezialisten aus zwei Dutzend Sparten. Neben den Chemikern aller Richtungen stehen Mediziner, Pharmazeuten, Apotheker, Biologen, Bakteriologen, Botaniker, Zoologen, Entomologen, Agronomen und Ingenieure, mehrerer Disziplinen. Hinzu kommen Volkswirtschafter, Betriebswirtschafter und Juristen und weitere Leute mit Ideen, Sprachkenntnissen und Sinn für Team-work.

Eine solche Arbeitsgemeinschaft gewährleistet auch für die Zukunft neue Spitzenprodukte auf den Gebieten der Pharmazie, der Farb- und Gerbstoffe, verschiedener Industriechemikalien und der Schädlingsbekämpfung.

J.R. Geigy A.G., Basel

Geigy

A19



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, außerdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärme pumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschließt dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als For scher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG ZÜRICH



Wir erleichtern Kantonseinwohnern die
Finanzierung von Möbelkäufen
und gewähren
Kleindarlehen für verschiedene Zwecke

Zürcher Kantonalbank
Hauptsitz Bahnhofstr. 9, Zürich;
Zweigstellen im ganzen Kanton

Zinsbelastung
4-5%
.netto im Jahr



**Kern-Instrumente
erprobt und bewährt
in aller Welt**

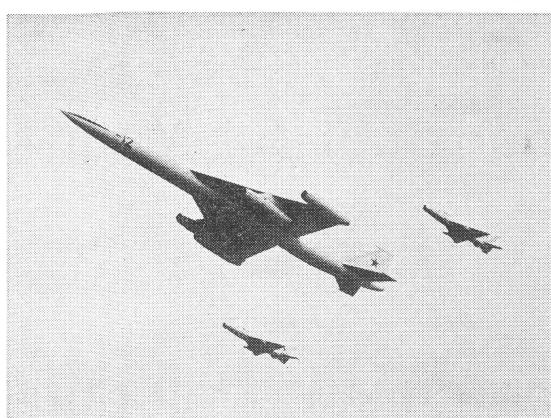
Vermessungsinstrumente
Photogrammetrische Geräte
Reißzeuge, Feldstecher, Fernrohre
Stereo-Mikroskope
Photo- und Kino-Objektive



Kern & Co. AG Aarau
Werke für Präzisionsmechanik
und Optik



Russische Tanks mit ferngelenkten Raketen und Ueberschalldüsensomber im Uebungseinsatz.



(Ringier Bilderdienst)

Sowjetische Militärstrategie

von Oberstkorpskommandant Ernst Uhlmann

Es bleibt für die lebenswichtige Frage der Menschheit, ob die Riesenrüstungen der Grossmächte zum Kriege führen oder ob der Friede erhalten bleiben könnte, von ausschlaggebender Bedeutung, welche politischen Zielsetzungen und welche militärischen Führungstendenzen für den Einsatz des gewaltigen militärischen Potentials der Sowjetunion gelten. Seit Jahren bemühen sich westliche Politiker und Militärfachleute, diese Einsatzmöglichkeiten oder -wahrscheinlichkeiten zu ergründen. Die Beurteilungsmöglichkeit wird durch die sowjetische politische und militärische Literatur der letzten Jahre nicht erleichtert. Diese Literatur ist zwar sehr umfassend, weist aber viele Widersprüche und Lücken in wichtigen Problemkreisen auf.

Ein bedeutendes Werk sowjetischer Militärliteratur

Einen Teil dieser Lücken vermag das grosse Werk des Sowjetmarschalls Sokolowski über die *Militär-Strategie*, das kürzlich in 2. Auflage erschienen und in einer klaren, prägnanten deutschen Übersetzung herausgekommen ist, nunmehr zu schließen¹. Der deutsche Militärwissenschaftler Uwe Nerlich stellt in seiner Einleitung zutreffend fest, dieses Werk dürfe als »die wichtigste sowjetische Veröffentlichung zu Fragen der militärischen Strategie« angesehen werden. Alle anderen sowjetischen Publikationen sind im Vergleich zur Arbeit Sokolowskis nur Bruchstücke oder Spezialabhandlungen.

Das Werk Sokolowskis bildet keine abgerundete, ausgefeilte Arbeit. Es handelt sich um das Gemeinschaftswerk eines militärwissenschaftlich interessierten Teams, dessen Leitung der einstige sowjetische Generalstabchef Sokolowski innehatte. Der Leser muss sich deshalb durch viele Wiederholungen und Doppelpurigkeiten hindurcharbeiten, die die Lektüre oft ermüdend gestalten. Außerdem bemühten sich die Autoren keineswegs um eine sachliche Darstellung militärischer Probleme, obwohl die ersten Kapitel zeigen, wie gründlich in der Sowjetunion die Militärwissenschaft und besonders das Studium der Strategie betrieben wird. Das Werk ist vielmehr eine zielsbewusste Tendenz, ja man kann sagen Kampfschrift auf scharf marxistisch-leninistischer Grundlage. Es wird konsequent die kommunistische Klassenideologie verfochten. Dies wird im Schlusswort in aller Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht mit der Erklärung, vom Standpunkt der marxistisch-leninistischen Dialektik bestehen die objektive Einschätzung der Erscheinungen der gesellschaftlichen Entwicklung darin, dass der Forscher nicht neutral sein darf, sondern immer Vertreter und Verfechter der Ideologie seiner Klasse bleibt.

Die kommunistische militärische Geschichtstendenz

Es gehört zum wesentlichen Zweck von Sokolowskis Arbeit, die sowjetische Aufrüstung und Strategie zu begründen. Deshalb bemüht sich die kommunistische Doktrin, eine ernsthafte Bedrohung glaubhaft zu machen. In vielfacher Wiederholung wird ausgesagt, das »imperialistische Lager« rüste zum Krieg gegen die kommunistische Welt und deshalb seien die Sowjetunion und ihre Verbündeten »gezwungen, die für einen sofortigen Gegenangriff erforderlichen Kräfte und Mittel einsatzbereit zu halten«. Die sowjetische Argumentation benützt zur Stützung ihrer Kriegsvorbereitung genau dieselben Begründungen, die die USA und ihrer Verteidigungsbereitschaft zugrunde legen. Was aber der Westen militärisch aufbaut, ist nach kommunistischer

zu gewinnen. Das Werk Sokolowskis präsentiert hierfür eine reichliche Fülle.

Bei der Darstellung der historischen Entwicklung erwähnt das russische Militärwerk stolz die Errungenschaften der Oktoberrevolution 1917, die zum Aufstieg des Kommunismus und zur Schaffung der Roten Armee führte. Die Periode bis 1939 wird dabei reichlich hell aufpoliert, wobei die brutale Hinrichtung Dutzender Generäle (darunter Marschall Tschatschewski), Hunderte anderer Offiziere und Politiker in den sogenannten »Säuberungsprozessen«² der Jahre 1937 und 1938 mit keinem Wort angetont wird. Bei der Erwähnung von Fehlern von 1939 heisst es lediglich tarnend knapp: »Es fehlte der Roten Armee an ausgebildeten Kommandeuren, besonders auf operativer und strategischer Ebene, was das Ergebnis der Repressivmassnahmen war, die durch den Personenkult Stalins hervergerufen worden waren.«

Sehr breit wird auf die Leistungen der Sowjetarmee im Zweiten Weltkrieg hingewiesen. Das Werk spricht in Anerkennung an die offizielle kommunistische Terminologie vom »Grossen Vaterländischen Krieg 1941/45«. Auch dieses kommunistische Werk beansprucht die Verdienst am Endtag ausschliesslich für die Sowjetarmee, während die Leistungen der westlichen Mächte und Streitkräfte als von absolut sekundärer Art dargestellt werden. Einzig die Ostfront habe zur Kriegsentscheidung beigetragen. »Die Kampfhandlungen an den andern Fronten«, so heisst es beispielweise, »waren begrenzt und passiver Art. Bürgerliche Geschichtsschriften stellen die Kampfhandlungen von zweitrangiger Bedeutung in Afrika, in Süd-Italien und im Stillen Ozean als Wendepunkte im Verlaufe des Zweiten Weltkrieges hin.«

Die Beurteilung des westlichen Kriegspotentials

In Gegensatz zur Wertung der westlichen militärischen Leistungen während des Zweiten Weltkrieges wird das gegenwärtige militärische Potential des Westens, vor allem dasjenige der USA, real beurteilt. Es werden besonders die erheblichen strategischen Kräfte der Vereinigten Staaten hervorgehoben. Die führende Stellung der USA in der westlichen Welt und der Rückgang der Bedeutung Europas sind ausdrücklich betont. Es mag wohl der Selbstberuhigung dienen, wenn Sokolowski in der sonst recht nüchternen Präsentation des strategischen Potentials des Westens die USA raketenschwächer als die Sowjetunion darstellt. So erklärt er unter anderem: »Im Hinblick darauf, dass die Vereinigten Staaten über keine thermonuklearen Sprengkörper von mehreren Dutzend Millionen Tonnen Sprengkraft verfügen, wie sie die Sowjetunion besitzt, betrachten wir unsere Ueberlegenheit über den westlichen Block auf dem Gebiet der Kernwaffen als unbestreitbar.« Nach Auffassung aller westlichen Fachleute ist dieser Version gegenüber anzunehmen, dass die Vereinigten Staaten sowohl an Zahl der Kernwaffen wie vor allem an Trägerwaffen interkontinentaler Reichweite die Sowjetunion eindeutig überlegen sind. Andersseits trifft zweifellos die Feststellung Sokolowskis zu: »Was den Entwicklungsstand unserer Kernwaffen-industrie anbelangt, so erreicht ihr Anstoß das für die Lösung aller Aufgaben in einem etwaigen grossen Krieg erforderliche Volumen.« Von dieser Tatsache muss jede militärische und militärstrategische Beurteilung ausgehen: Die beiden Atom-Grossmächte verfügen über ein Kernwaffen- und Trägerpotential, das ihnen jedes Ausmass strategischer Kriegsführung und Zerstörung ermöglicht.

Auf dieser Tatsache einer beidseitigen gewaltigen Kernwaffen-Rüstung gründet die von Sokolowski eingehend dargelegte sowjetische Militär-Strategie ab, so erreicht ihr Anstoß auch die Lösung aller Aufgaben in einem etwaigen grossen Krieg erforderliche Volumen.« Von dieser Tatsache muss jede militärische und militärstrategische Beurteilung ausgehen: Die sowjetische Strategie kalkuliert aber auch immer die Annahme ein, es bestehe andauernd die Gefahr eines militärischen Überfalls auf die Sowjetunion. Dabei ist höchst aufschlussreich, wie weit die sowjetische Strategie die *Kriegsgefahr* und die *Kriegsgründe spannt*: »Der Krieg gegen die Sowjetunion und das sozialistische Lager insgesamt kann von der imperialistischen Wiederholung wird ausgesagt, das »imperialistische Lager« rüste zum Krieg gegen die kommunistische Welt und deshalb seien die Sowjetunion und ihre Verbündeten »gezwungen, die für einen sofortigen Gegenangriff erforderlichen Kräfte und Mittel einsatzbereit zu halten«. Die sowjetische Argumentation benützt zur Stützung ihrer Kriegsvorbereitung genau dieselben Begründungen, die die USA und ihrer Verteidigungsbereitschaft zugrunde legen. Was aber der Westen militärisch aufbaut, ist nach kommunistischer

mer und unter allen Umständen mit einem Kernwaffenkrieg rechnen. »Ein wichtiger Grundsatz der sowjetischen Militärdoktrin, so sagt er, »besteht darin, dass der Weltkrieg, falls er von den Imperialisten entfesselt wird, zwangsläufig zu einem Raketen- und Kernwaffenkrieg wird, das heisst zu einer Auseinandersetzung, in der die Kernwaffen das Hauptkampfmittel und Raketen das wichtigste Mittel zu ihrer Beförderung ins Ziel sind.« Diese Festlegung erhält eine noch allgemeine Bestätigung durch den Aussatz: »Besondere Beachtung verdient, dass sich beim gegenwärtigen Stand der internationalen Beziehungen und beim derzeitigen Entwicklungsstand der Kriegstechnik jede militärische Auseinandersetzung zwangsläufig zu einem allgemeinen Kernwaffenkrieg ausweiten wird, wenn Kernwaffenmächte in diesen Konflikt hineingezogen werden.«

Landstreitkräfte bewahren Ihren Wert

Diese Auffassung über das Wesen des Zukunftsrieges führt die Sowjets zur Folgerung, es sei eine völlig falsche Vorstellung (wie sie westlichen Autoren zugeschrieben wird), eine Hauptart des Krieges könne nach wie vor im strategischen Angriff und in der strategischen Verteidigung mit Landstreitkräften bestehen. Diese Vorstellung beruhe auf einer Überschätzung der Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und einer Unterschätzung der grossen Bedeutung der strategischen Raketen- und Kernwaffen.

Trotzdem schreibt Sokolowski den *Landstreitkräften* weiterhin eine erhebliche Bedeutung zu. Die Erdtruppe ist seiner Auffassung nach aufgewertet durch die Zuteilung von Raketenverbänden, die in der Lage sind, dem Gegner mit Kernwaffen vernichtende Schläge zuzufügen, die von den Landstreitkräften rasch und schlagkräftig auszunützen seien. Deshalb müssen die Landstreitkräfte durch Luft- und Erdbevölkerung zu möglichst grosser Aggressivität befähigt werden. Luftlandetruppen und insbesondere Panzergruppen erhalten neue und erhöhte Bedeutung. Sokolowski sagt wörtlich, dass Panzertruppen »den Anforderungen des Raketen- und Kernwaffenkrieges am besten entsprechen. Gesamthaft spielt der Kampf auf Landkriegsschauplätzen trotz Kernwaffen auch im zukünftigen Grosskrieg noch eine entscheidende Rolle, weil die endgültige Zerschlagung der Feindstreitkräfte, die Eroberung des Territoriums und die Aufrichtung des eigenen Systems im Feindgebiet nur durch Landstreitkräfte erreichbar sei. Aber auch auf den Landkriegsschauplätzen sollen die Kernwaffen im operativ-taktischen Einsatz, transportiert durch Raketen und Frontfliegerkräfte, das Hauptkampfmittel sein. Um radioaktive Zonen zu überwinden, müssten vermehrt Panzerverbände und Luftlandetruppen (Ueberpringen von Verteidigungsfronten) eingesetzt werden. Hinsichtlich des Einsatzes von Panzertruppen erwähnt Sokolowski eine Voraussetzung taktischer Art, die in unserem stark aufgegliederten und kupierten schweizerischen Gelände sehr oft fehlt. Er fordert, dass die gewählten Stoßrichtungen auch die erforderliche räumliche Kapazität aufweisen, die es ermögliche, grosse Truppenmassen und eine grosse Anzahl technischer Kampfmittel zu entfalten und breit angelegte Bewegungen mit Kräften und Mitteln sowohl parallel zur Front als auch in der Tiefe durchzuführen. Es sei Hauptaufgabe der Panzerarmee, von Frontflugzeugen unterstützt, durch Aufsplittern des Gegners in grosse Tiefe des feindlichen Raumes vorzustossen und die isolierten Teile einzeln zu vernichten. Sokolowski verlangt ein maximal rasches Tempo; die sowjetischen Panzerangriffstrupps müssten ein noch höheres Angriffstempo als das der Nato auf täglich 60 bis 70 km festgelegt erreichen. Als wichtigste Forderung für die Verteidigung stellt er deshalb auf: »massierten Panzerangriffen standhalten.«

Fortsetzung auf Seite 6

Abt. VI Fachschule für med. Hilfsberufe

modernt eingerichtet, neuzeitliche Unterrichtskonzeption
Tech. Leitung: M. Sommerhalder

Abt. VI a Fachschule für med. Laborantinnen
VI b Fachschule für Arzthilfinnen
Mitarbeiter der Schule: 2. Semester
dipl. Arzthilfinnen (VDVA)
VI c Berufswahlschule für med. Hilfsberufe
VI d Fernschule für med. Hilfspersonal
VI e Fortbildungskurs für med. Hilfspersonal

Semesterbeginn: 24. 4. 67

Morphologisches Institut Zürich

Direktion: Hermann Holliger

Josefstr. 92, 8005 Zürich, Tel. (01) 44 83 35
Neubau Nähe Hauptbahnhof/Limmattplatz

Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns sämtliche Toiletten- und Parfümerie-Artikel finden und besonders freundlich und gut bedient werden.

Sonneggstrasse 27, Zürich 6
beim Poly, Tel. 47 64 59
A. Rüedlinger

Militärische Landesverteidigung und Landesverteidigungspolitik

Von Nationalrat Prof. Dr. Marcel Beck

Wir wählen diesen Titel für einige Beiträge zum Bericht des Bundesrates über die Konzeption der militärischen Landesverteidigung. Wir müssen ihn leider so wählen, denn es scheint uns, als herrsche ein Zwiespalt zwischen den militärischen Erfordernissen unserer Landesverteidigung und dem, was man Landesverteidigungspolitik nennen möchte.

Nach Erscheinen des Berichtes im Sommer war die Presse des Lobes voll, und zwar von links nach rechts darunter übereinstimmend, dass man kaum Zweifel darüber hegen konnte, wie dieser vom Parlament aufgenommen würde. In der Herbstsession der eidgenössischen Räte wurde er denn auch vom Nationalrat mit einer geradezu beängstigend wirkenden Einstimmigkeit gutgeheissen. Dies verdankt er wohl der Tatsache, dass er einen Kompromiss darstellt, aus dem jeder das ihm besonders richtig und günstig erscheinende herausgriff und herausstrich. Darüber hinaus waren die Verfasser des Berichtes gewiss auch von jener politischen Vernunft geleitet, die darauf hinzweist, die mirage-Affäre - wenn möglich - endlich einmal zu liquidieren. Der Bericht entspricht demnach in erster Linie den Erfordernissen einer bestimmten politischen Situation. Darin liegt sowohl seine Schwäche wie auch seine Stärke.

Wir erkennen nicht, dass nach den vielen Neben- und Nachgerütschen der Mirage-Affäre im Bericht der gangbare Weg vorgezeichnet wurde, der es nunmehr dem EDM gestattet, in grosserer Ruhe an die Aufgaben der militärischen Lan-

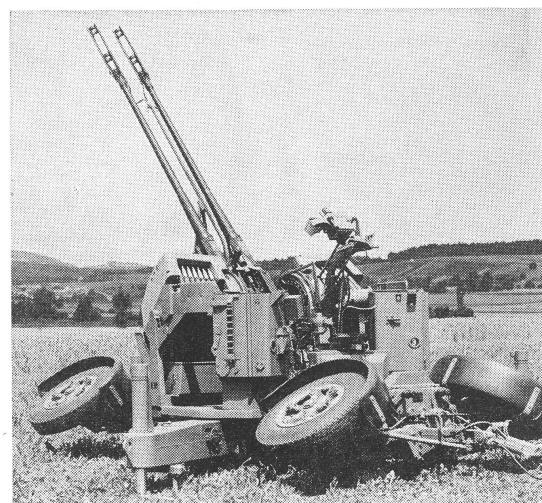
desverteidigung heranzutreten, die im Toben der Politik kaum zu einem erschrecklichen Ende geführt werden können.

Auf der anderen Seite aber stehen im Bericht Dinge, die unseres Erachtens allzusehr den politischen Forderungen des Augenblicks entsprechen, als dass sie für eine auf längere Sicht gedachte Landesverteidigung unbedingt Gültigkeit beanspruchen könnten. So ist es doch wohl Resignation, wenn wir auf S. 4 lesen, im Zustand der bewaffneten Neutralität habe die Armee im Rahmen des dem neutralen Staat Zumutbaren Neutralitätsverletzungen in der Luft und auf der Erde entgegenzutreten. Ich halte einen solchen Satz für gefährlich und meine, dass das Parlament sich genau hätte überlegen sollen, ob er nicht zu modifizieren oder gar zu streichen sei. Denn eigentlich will er doch besagen, dass unter zumutbaren Umständen - und diese festzustellen bleibt immer eine sehr dehbare Ermessensfrage - einer Neutralitätsverletzung eben nicht entgegenzutreten sei. Die Folgen einer solchen Auffassung sind unabsehbar, denn nicht immer müssen die Dinge so liegen wie im Zweiten Weltkrieg, wo sich verschiedene Male die dem überwiegenden Teil des Schweizervolkes sympathische Kreispartei Neutralitätsverletzungen zuschulden kommen liess, die wir im Rahmen des Unzumutbaren ohne weiteres auf uns nahmen. So waren wir sowohl aus psychologischen wie aus technischen Gründen kaum in der Lage, unsern Luftraum 1943 gegen die Neutralitätsverletzungen englischer Flieger zu schützen, die

in grossen Geschwadern über unser Land hinweg ihre Angriffe auf Genf vornahmen. Unsere Sympathien standen ganz auf Seiten der RAF, und unsere Luftwaffe war nicht imstande, sich wirkungsvoll der alliierten Überlegenheit in der Luft entgegenzustellen. Es wäre daher in doppelter Sinne unzumutbar gewesen für den neutralen Kleinstaat, sich hier zur Wehr zu setzen.

Über einen solchen Fall mag sich heute der Streit der Historiker entspielen, und die Staatsraison wird diese vielleicht dazu veranlassen, nicht weiter über solche Dinge zu grübeln. Schliesslich muss doch die Maxime unserer bewaffneten Neutralität unter allen Umständen gerettet werden. Dies kann aber nur geschehen, wenn wir unbedingt die Waffen fordern, die es uns erlauben, jedem Angriff gegen unsere Neutralität möglichst wirkungsvoll zu begegnen. Die Lehren des Zweiten Weltkrieges waren bitter genug. Zuoft hatte sich der Schweizer das gefallen lassen müssen, was Justinger vor dem Laupenkrieg für die Berner beklagte, die vom Adel jenes spöttische »Bist du von Bern, duck dich und lass übergang hinnehmen hatten.

Niemand dürfte mehr Vertrauen in unsere Neutralität haben, wenn wir diese nur bedingt, das heisst eben im Rahmen des Zumutbaren zu verteidigen gedenken. In der parlamentarischen Debatte war viel davon die Rede, der Bericht sei gegenüber der früheren Konzeption realistisch. Dabei dachte man lediglich an die finanziellen Möglichkeiten des Kleinstaates Schweiz. Weil die neu konzipierte Landesverteidigung anscheinend weniger Geld kostet, ist sie realistisch. Uns will jedoch bedücken, dass wir auch im Hinblick auf eine ehrliche Neutralitätspolitik realistisch hätten denken sollen. Und dies hiesse eben dem Staate die Macht zu verleihen, jede ihm schwerwiegend genug erscheinende Neutralitätsverletzung zurückzuweisen. Allein aus einer derart klaren Voraussetzung heraus vermag man der Armee eindeutige Be-



Wäre unsere heutige Flab fähig, unsere Neutralität von feindlichen Ueberfliegungen zu schützen?

fehle zu erteilen. Nichts davon steht aber im Bericht. Und zudem dürfte es kaum möglich sein, dem unbedingten Abwehrwillen nachzukommen, der sich aus der bewaffneten Neutralität ergibt, wenn die Verteidigung des Luftraumes durch die aus der Mirage-Affäre sich ergebenden Konsequenzen so fraglich wird, wie dies der Bericht zu bestätigen scheint.

Vollends unklar ist uns, wie bei derart verzichtender und passiver Kriegsführung das auf Seite 5 angekündigte Ziel erreicht werden kann, es sei wahrhaftig des ganzen Krieges, soweit möglich, ein Teil unseres Territoriums zu behaupten, auf jeden Fall aber der

Kampf bis zum Ende des Krieges mit eigenen Kräften zu führen.

Bedenklich ist ferner die durch den ganzen Bericht sich hinziehende Hoffnung, dass eine Lockerung innerhalb der bestehenden Mächtiggruppen die Wahrscheinlichkeit begrenzt, mit konventionellen Waffen ausgetragener Konflikte zulasse. In der parlamentarischen Debatte wurde auch bestätigt, dass die neue Konzeption unserer Landesverteidigung damit rechne, die Schweiz werde in einem möglichen künftigen Krieg ein Nebenkriegsschauplatz sein. Dies kann sehr wohl eintreten. Für eine stichhaltige Lösung unseres Landesverteidigungsproblems hätte man aber auch andere Möglichkeiten ins Auge fassen müssen. Die Hypothese des Berichts entsprang dem Wunsche, der hier Vater des Gedankens ist. Den Unstimmigkeit geht aber schon aus der klaren Feststellung (S. 6 des Berichtes) hervor, es werde ein potentieller Gegner nebst Panzerdivisionen auch über starke Luftwaffenverbände verfügen. Dabei galt der übereinstimmende Jubel über den Bericht vornehmlich der Tatsache, dass dieser die hybride Idee schweizerischer Panzerdivisionen und einer schweizerischen Hochleistungsluftflotte aus der Welt geschafft habe.

Widersprüchlich ist deshalb, wenn gleichwohl im Berichte zu lesen steht, wir müssten durch eine kräftige Reaktion auf Neutralitätsverletzungen dem Auslande und unserem Volk gegenüber unsern Abwehrwillen überzeugend unter Beweis stellen. Wie sollen wir solches bewerkstelligen mit unserer auf längere Sicht schwächer werdenden Flab?

Hinzu kommt folgende Ueberlegung. Wie wir schon bemerkten, steht im selben Bericht zu lesen, die Armee habe im Rahmen des dem neutralen Staat Zumutbaren Neutralitätsverletzungen in der Luft und auf der Erde entgegenzutreten. Dann im Rahmen des dem neutralen Staat Zumutbaren entgegentreten: das sind Widersprüche, Symptome der Unsicherheit, die im Bericht ganz allgemein im Hinblick auf dessen Hauptgegenstand herrscht: der Konzeption unserer Landesverteidigung nämlich, die doch aus Klarheit und realistischer Einschätzung künftiger Kriegswirklichkeit heraus entstanden sein sollte.

Man fragt sich aber auch in anderer Beziehung, was nun Gültigkeit habe in diesem Bericht. Wir stellen zum Beispiel schon fest, dass sich die Hoffnung durch ihn hindurchzieht, es erlaube eine militärische Konstellation zu erlauben, weiterhin mit konventionellen Waffen zu kämpfen. Damit will man doch offenbar jene Gemüter beruhigen, die sich auch nur über die Erwähnung der Möglichkeit, unsere Armee sei unter Umständen doch mit Atomwaffen auszurüsten, aufzuregen pflegen. Derartige Beschwerdigungen zögern eine Entscheidung hinaus, die man heute besser dann morgen treffen würde. Der Verzicht auf Atomwaffen dürfte nämlich letztlich doch eine schwer wieder gutzumachende Einbuse an Vertrauen in die Verteidigungsbereitschaft des Kleinstaates nach sich ziehen. Ueber das Prinzipielle eines atomaren Schutzes der Schweiz sollte meines Erachtens kein Zweifel bestehen. Ueber das »Wie« einer derartigen Bewaffnung ist damit zunächst nichts ausgesagt. Zuzuordnen ist, dass auf S. 19 folgender Satz zu lesen steht: »Solange aber die erwähnten Waffen (d. h. Nuklearwaffen) vorhanden sind und auch gegen uns

Fortsetzung von Seite 5

Sowjetische Militärstrategie

Grosse Bedeutung der Luftwaffe und Raumflugkörper

Der Luftwaffe, die von der Sowjetunion während des Zweiten Weltkrieges vernachlässigt worden war und die deshalb 1941-1945 nur eine bescheidene Rolle spielte, wird im Werk Sokolowskis als »zweitwichtigster Teilstreitkräfte ausschlaggebende Bedeutung zugesprochen. Mit Stolz ist auf die Modernisierung der Jagdflug- und Jagdbomberwaffe hingewiesen. Wichtig für den erfolgreichen Luftkrieg seien elektronische Frühwarngeräte und automatisierte Lenksysteme. Auch wenn die Bedeutung der Luftwaffe durch die Konkurrenz der Raketen beeinflusst worden sei - ein Vollerlass wurde nie möglich sein -, werde im Zukunftskrieg nur schon durch die Aufgaben des Aufklärung und des Transports das Flugzeug ein unentbehrliches und wirksames Kampfmittel bleiben.

Die Flotte als Faktor des globalen Krieges

Als eine Erfahrung des Zweiten Weltkrieges räumt die sowjetische Strategie den Seestreitkräften vermehrte Bedeutung zu. Sokolowski proklamiert zum Hauptziel der Kampfhandlungen der Flotte die Zerschlagung der feindlichen Seestreitkräfte und die Unterbindung der Seetransporte, weil »nahezu drei Viertel aller Hilfsquellen des wahrscheinlichen Gegners am Menschen und Material sich jenseits des Ozeans befindet. Es wird errechnet, dass für die Versorgung Europas und seiner Streitkräfte täglich 80 bis 100 grosse Transportschiffe benötigt würden, so dass sich auf den Verbindungs wegen zu See gleichzeitig 1500 bis 2000 Schiffe befänden. Die Sowjetunion hat in den letzten Jahren eine höchst schlagkräftige Flotte von 400 bis 450 Unterseebooten, zum Teil mit Atomantrieb, aufgebaut.

Die Kernwaffen-Strategie

Für die strategischen Notwendigkeiten von heute und morgen geht die sowjetische Militär-Strategie von der Beurteilung aus, der *Kernwaffenkrieg* werde nicht nur als Überraschungsschlag ausgelöst, sondern werde auch weitgehend in der *Anfangsphase* entschieden. So sagt Sokolowski: »Der Einfluss, den der bewaffnete Kampf auf den Anfangsstadium auf Verlauf und Ausgang des modernen Krieges ausübt, wird entscheidend sein und sich gegenüber früheren Kriegen grundlegend wandeln.« Es ist verständlich, dass in Hinblick auf die ungeheure Zerstörungskraft der Massenvernichtungsmittel innerst knappster Frist sich die Beurteilungen der Strategie primär auf die erfolgreiche Abwehr des nuklearen Überraschungsangriffs konzentrieren. Diese Folgerung lässt sich auch in den amerikanischen strategischen Denken erkennen. Sokolowski trifft, obwohl er das Vorhandensein der Anti-Rakete bejaht, die nüchternen Feststellung, dass gegenwärtig «die Mittel und Methoden

des Kernwaffenangriffs zweifellos den Abwehrmittel überlegen sind». Er folgert daraus, dass für den Einsatz der Abwehrkräfte nur wenige Minuten zur Verfügung stehen und deshalb für viele Streitkräfte, insbesondere für die Warn- und Raketentruppen dauernde, höchste Gefechtsbereitschaft erforderlich sei. Es ist daher anzunehmen, dass wie auf amerikanischer Seite, auch in der Sowjetunion ein Teil der strategischen Kräfte in pausenloser Bereitschaft steht, um jederzeit unverzüglich eingesetzt werden zu können.

In Werke Sokolowskis kommt sehr ausführlich zum Ausdruck, dass man sich der ungeheuren Schwierigkeiten nuklearer Kriegsführung durchaus bewusst ist. Die Sowjetstrategie stellt in Rechnung, dass die strategischen Ziele der USA sich über riesige Gebiete der ganzen Welt verteilen und dass es kaum möglich sei dirfite, alle Ziele in einem Schlag zu erfassen und zu vernichten. Auch die Sowjets stehen deshalb vor dem Dilemma der Wahl der primären Nuklearziele. Im sowjetischen Ueberdenken taucht - genau gleich wie in der amerikanischen Diskussion - die Frage auf, welche strategischen Ziele des Gegners in erster Linie bekämpft werden müssen, um eine größtmögliche Ausschaltungswirkung zu erzielen.

Die Eskalation scheint unvermeidbar

In den Rahmen dieser Strategie passt die Theorie begrenzter Kriege nicht. Sokolowski schliesst die Möglichkeit lokaler Kriege allerdings nicht völlig aus, hält sie aber nur in einer Anfangsphase für wahrscheinlich. Er nimmt aber auch an, dass in einem lokalen Krieg beide Seiten operativ-taktische Atomwaffen einsetzen, wobei sich der Krieg jedoch kaum auf diese atomare Stufe beschränken liesse. Die sowjetische Strategie rechnet nüchtern mit der Eskalation: »Wenn erst einmal Kernwaffen eingesetzt worden sind, werden beide Seiten gezwungen sein, ihr ganzes Arsenal an Kernwaffen einzusetzen. Der lokale Krieg verwandelt sich damit in einen atomaren Weltkrieg.« Die Zwangsläufigkeit zum grossen Atomkrieg ist also auch in diesem Aspekt bestätigt.

Das Werk Sokolowskis lässt somit keinen Zweifel darüber bestehen, dass die sowjetische Militär-Strategie nicht nur eine Streitkraft erfordert, die uneingeschränkt auf den Kernwaffenkrieg ausgerichtet ist, sondern dass auch ihre Führung als Träger der strategischen Zielsetzung in allerster Linie auf den Atomkrieg vorbereitet wird. Trotzdem dürfte das gewaltige amerikanische Kernwaffenpotential die sowjetische Führung, die sich der ungeheuren Vernichtungswirkung eines Atomkrieges

sehr klar bewusst ist, vor der Auslösung eines Kernwaffenkrieges zurücktrecken. Auch die Sowjetunion befürchtet die überbordenden Katastrophenfolgen einer Auseinandersetzung mit Massenvernichtungsmitteln. Ob diese Einsicht zu einer echten Abrüstung und zur Achtung des Atomkriegsverbot, bleibt eine offene Frage. Die Welt sollte bei der Lösung ihrer politischen und geistigen Aufgaben jedenfalls nie vergessen, dass eine der entscheidenden Forderungen der sowjetischen Strategie lautet: »Je wirksamer der Staat die vor dem Krieg angesammelten Kräfte und Mittel einsetzt, desto grössere Erfolge kann er gleich bei Kriegsbeginn erzielen und desto rascher wird er den Sieg erringen.« Allzu optimistische militärisch-politische Beurteilungen sind deshalb weder für die Atommächte noch für die Nichtnuklearstaaten berechtigt.

¹ Marschall W. D. Sokolowski: Militär-Strategie. Huber & Co. AG, Frauenfeld 1965, und Markus-Verlag GmbH, Köln 1965.

² Vergleiche »Die Moskauer Schauprozesse 1936-1938«, herausgegeben von Theo Pirker, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München.

Gekürzter Abdruck aus den »Schweizer Monatsheften mit freundlicher Genehmigung der Redaktion.

So sah ich die Sowjetunion

Von Hannes Meier

Fast niemand kann es sich leisten, in Russland das zu sehen, was es wirklich zu sehen gibt, jedermann ist verpflichtet, das zu schreiben, was verlangt wird. Hannes Meier aber ist so etwas wie eine Spätausgabe des reinen Toren, ihn kümmert nicht, wer was über ihn denkt, wenn er dies oder jenes so oder so schreibt. Ihm ist allein wichtig: wie habe ich es gesehen, und wie kann ich anschaulich machen, was ich gesehen habe? Und seine Begierde zu werfahrene ist gross: Als er z. B. in Athen studierte, war gerade irgendjene kleine

Unruhe in der Uni: Die Polizei erschien mit der Drohung, wer in zehn Minuten die Uni nicht verlassen habe, werde sie als Kommunist behandelt: Hannes Meiers Frage lautete: Wie werden Kommunisten in Athen behandelt? Und um sie beantwortet zu bekommen, blieb er. Er wurde verprügelt und mit Kopfschwarzenrisse ins Hospital eingeliefert. Was Hannes Meier auch schreibt, gelogen hat er nie. Wer es nicht glaubt, reise selbst hin und komme mit seiner Erfahrung, wie sie auch sei. Aber wie sie auch sei, ehrlich muss sie sein.

Vorwarnung

Ich war drei Wochen in der Sowjetunion. Darüber Bericht zu geben ist nicht so einfach, wie Lieschen Müller sich das vorstellt. Man erwartet sich dabei immer wieder, wie man ungewollt im Gestüpp der herrschenden Meinungen, Gerüchte und Behauptungen hängenbleibt, seine Objektivität verliert und dabei eben jene Vorurteile bestätigt, die man eigentlich ausrotten wollte.

Meine Reise hatte in erster Linie den Zweck, den gordischen Knoten westlicher Vorurteile durch eigenen Augenschein zu zerhauen. Die Erfahrung zeigte: ein dreiwöchiger Aufenthalt in der Sowjetunion genügt niemals, Endgültiges auszusagen; ich zweifle, ob sich über ein so komplexes und in rasender Entwicklung begriffenes Gebilde wie die Sowjetunion überhaupt Endgültiges aussagen lasse. Dieser Artikel soll Probleme aufrufen, nicht lösen. Klar sehe ich die Gefahr, in die ich mich begebe: Zu herrschenden Meinungen eine Meinung mehr, zu wuchernden Gerichten ein Gerücht mehr, zu dummen Behauptungen eine Behauptung mehr hinzuzufügen. Es geht nicht darum, letzte Werte und Unwerte zu ordnen oder tiefshürfend politisch und soziologisch zu analysieren. Auch ist dies nicht der Bericht eines schweizerischen Zeitgenossen, der auszog, in der UdSSR das Fürchten zu lernen, und der zurückkehrte, das Hohelied des Coca-Cola auf den Lippen. Dies überlasse ich getrost einen siebenmalkugigen Journalisten, die ihre Leser oder Hörer etwa so aufklären: Liebe Leutchen, so böse, wie ihr euch die Russen vorstellen, sind sie zwar nicht, aber doch bösartig genug...

Erste Kontaktnahme

Nach dem obligaten Sicherheitshalt an der minierten, von Stacheldraht, Wachtürmen und Scheinwerfern gesicherten ungarisch-russischen Grenze, ein Anblick, der jedem kalten Krieger im tiefsten Herzen wohlgetan hätte, kam der grosse Moment, wo wir russisches Territorium betraten.

Unser Erwartung auf Ausrordentliches wurde nicht getäuscht: Im vordersten Wagen hob ein Singen an, das sich von Wagen zu Wagen fortsetzte. Der erste Gruss heimkehrender Russen an ihre Heimat. Die gute Stimmung schafft Kontakte. Ich versuche, mein klägliches Russisch an den Mann zu bringen. Man schleift mich zu einem Wodka in einen der hinteren Wagen. Begeisterte Arbeiter aus Minsk, die von ihren Ferien aus Ungarn zurückkehrten. Grosses Tohuwabohu im Abteil: Schweizerjäger, man hat schon mal etwas davon gehört. Das Wort Berge taucht auf. Einer verwechselt es mit Schwestern, zwei andere korrigieren ihn heftig. Ich werde mit Kleinigkeiten beschenkt – ein Abzeichen von Minsk und viel Wodka. Nicht der kleinste Hintergedanke von potentiell Feind oder kapitalistischem Bösewicht. Ich spüre, man behandelt mich als Menschen und will sich ebenso behandeln sehen.

Dieser Eindruck hat sich in der Folge noch verstärkt. Überall finde ich Kontakte; die Russen sind eines der offenzherzigsten Völker, die mir je begegnet sind. Im komfortablen Schlaf-

wagen von der russischen Grenze über Kiew nach Moskau (2½ Tage) ergaben sich genügend Gelegenheiten, noch weitere russische Menschen, meist Studentinnen und Studenten, kennen und schätzenzulernen. Ich war erstaunt, mit welcher Offenherzigkeit und Zutraulichkeit der Russe diskutiert. Man redete in Russisch, Französisch, Deutsch und Englisch, wie es gerade ging, über alles Mögliche und Unmöglichliche, wobei sich als Politika eindeutig Ungarn und als Gegenstück Vietnam in den Vordergrund schoben. Ich erfuhr dabei, wie gut der Sowjetbürger über die Weltereignisse informiert ist. Eine Chemiestudentin erzählte mir, dass selbst die Prawda Fehler im russischen Vorgehen von 1956 zugegeben habe. Man verglich aber diese Fehler sehr zu Recht mit den amerikanischen Interventionen in Vietnam. Ueber die Objektivität des sowjetischen Parteidiktors Prawda konnte ich mir mit Dictionnaire und einem Fleiss schon bald ein eigenes Bild machen: Sie lässt sich in Stil und Formulierung sehr gut mit einer gewissen Zürcher Zeitung vergleichen...

Von der Arbeit

An der Strecke Kiev-Moskau tauchten immer wieder Gruppen von halbwüchsigen Burschen und Mädchen auf, die, meist in Badehosen, mit Pickel und Schaufel den Schotter des Parallelgleisess grampften. Ich fragte meine russischen Freunde, was dies zu bedeuten habe. Man war erstaunt über diese Frage, wunderte sich, ob in unseren Breiten die Jugend nicht auch in freiwilligen Ferieneinsätzen derartige Arbeit verrichte. In mir regte sich natürlich der dressierte Antikommunist, der eine totalitäre Zwangsmassnahmen witterte. Ich sah mich aber bald getäuscht: An einer dieser Baustellen musste der Zug längere Zeit anhalten. Ich hatte Gelegenheit, die »Zwangsarbeiter« in Musse unter die Lupe zu nehmen. Da wurde gelacht, Späße flogen von den Abteilenstern zum Trasse und zurück – es war offensichtlich: Trotz der schweren Arbeit hatte man seinen Spaß.

Diese Erfahrung sollte sich in der Folge noch mehrmals wiederholen. Ich müsste lügen, wollte ich behaupten, in der UdSSR jene arbeitsmärschischen Physiognomien wiedergetroffen zu haben, die sich in unseren morgendlichen Vorstadtzügen in Heerscharen breitmachen. Diese Erfahrung als Tatsache anerkennen, heißt eine Folge ziehen, die unserer bequemen Klischeevorstellung zuwiderräuft. Oder ist die Arbeitswilligkeit und Anspruchslosigkeit des Sowjetbürgers ein Produkt der Propaganda? Diese Frage weder mit einem klaren Nein noch mit einem klaren Ja zu beantworten, scheint mir komplexer zu sein, typisch für das Wechselspiel zwischen Ideologie und Mentalität. Unsere westlichen Ideale von persönlicher materieller Wohlfahrt und individuellem Lebensgenuss empfindet der Russe als Egoismus.

Moskau

In den Morgenstunden des dritten Reisetages glaubte ich, im Dunst einen riesigen Binnenhafen zu erkennen. Meine neugewonnenen Freunde klärten mich auf: Hier wird ein neues Moskauer Viertel aus der Erde gestampft. Die vermeintlichen Hafenkräne entpuppten sich als Hebevorrichtungen, mit denen ganz vorfabrizierte Stockwerke aufeinander geschichtet werden: Moskau ist ein wucherndes Mammutgebilde, das sich seit dem Zweiten Weltkrieg beinahe verdoppelt. Die Stadt besteht aus einem Kern mit dem Kreml und einigen älteren, architektonisch sehr schönen Gebäuden, einer mittleren Zone von stalinistischen Monumentalbauten und riesenhaften Mietkasernen. Der äusserste Ring, nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden, ist sehr grosszügig angelegt mit Grünflächen zwischen grossen Wohnbauten.

Sofort fällt an Moskau, ja an der Sowjetunion überhaupt das Monumen-

rechts von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonet flankiert, liess der tote Lenin, im Strassenanzug, geblich, mit Stoppeln im Gesicht, die schwiegende Menge an sich vorüberziehen. Andrej, ein russischer Student, Typ Playboy und Salonzynker (auch das gibt es in der Sowjetunion), hatte mir schon vor dem Betreten des Mausoleums ans Herz gelegt, dem Kinn des grossen toten Mannes besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Diesem Körperpol, von einer stiefmütterlichen Natur nicht so gestaltet, wie es einer revolutionären Potenz vom Rang Lenins angemessen gewesen wäre, sei nach dem Tode mit Hilfe einer Plastik-Einlage der fehlende Schuss von revolutionärem Vorwärtsstreben verabreicht worden. Jetzt blinzelte Andrej listig zu mir hinüber. Nur mit Mühe erstickte ich einen aufkeimenden Lachkrampf, einige Besucher fixierten mich mit bösen Blicken, ich sah plötzlich die Blasphemie, die ich mir da aufs Gewissen geladen hatte.

Im Benehmen der Besucher glaubte ich etwas herauszuspüren, das ganz andere Wurzeln hatte als beispielsweise das Verhalten eines Franzosen am Grab Napoleons. Die ganze Atmosphäre strahlte eine Art unterkühlte Sakralität aus, die über den Geschichtsmythos hinausreichte und einen nüchternen, aber eindeutigen Stich ins Religiöse hatte.

Als ich mich während meiner ersten Gymnasialjahre mit russischer Geschichte beschäftigte, war ich in einem Buch auf die Bemerkung gestossen, die Russen seien ein ausgesprochen religiöses Volk. In Moskau sind heute nur noch ganz wenige russisch-orthodoxe Kirchen für die Gläubigen offen. Dem Russen steht es frei, Gottesdienste zu besuchen, ohne deswegen staatliche Sanktionen gewärtigen zu müssen.

Dem Kirchgänger stellen sich höchstens äusserliche Schwierigkeiten in den

Weg: Vielleicht muss er sich ans andere Ende der Stadt bemühen, um eine offene Kirche zu finden. Dieses geringe »Angebot« ist heute gewiss nicht mehr als Schikane der Regierung zu werten. Ich versuchte, mit verschiedne Leuten aus manchen Schichten des Volks über diesen Gegenstand ins Gespräch zu kommen. Die Antworten, die ich auf solche Fragen erhielt, variierten zwischen achselzuckendem Unverständnis und zynischem Gespött. In keinem Fall hatte ich den Eindruck einer vergewaltigten Religiosität.

Religion und Staat sind in der heutigen Sowjetunion zu einem Ganzen verschmolzen, wie der Staat überhaupt alle Sparten des Lebens von Freizeit bis Theater und Kunst umschliesst.

Staatliche Einmischung in private Angelegenheiten ist uns ein Greuel – als Unfreiheit oder geistige Bevormundung verfremdet. Sein Selbstgefühl auf andere Menschen, insbesondere Angehörige anderer Völker zu projizieren, gehört zu den wohlbekannten Borniertheiten hierzulande und reicht von der Attitüde des Mannes von der Strasse bis zu den Weltpolizisten-Alläuren der oberen Politiker.

Die Russen, das kann man nicht genug betonen, denken aber nicht wie Schweizer und Amerikaner, vor allem fühlen sie auch nicht so Abstrakt und damit natürlich irgendwie simplifiziert und verfälscht ausgedrückt, lässt sich die Haltung des Russen als kollektiv im Unterschied zu unserer individualistischen Denkweise definieren. Wieweit diese Einstellung einer Mentalität, wieweit den ökonomistischen Erziehungspraktiken entspringt, ist in diesem Zusammenhang nicht wesentlich, jedenfalls lässt sie sich nicht wegdiskutieren und verdient bei allen Brachtungen über »Freiheit« und »Unfreiheit des sowjetischen Systems gebührend Beachtung.

Leningrad: Keimzelle der Sowjetunion

Leningrad ist eine Stadt, die den Besucher in architektonischer Hinsicht bestimmt mehr anspricht als Moskau. Die vielen, meist der Zarenzeit angehörenden Paläste und Prunkbauten, die weitverzweigten Grachten und Kanäle der Newa geben dieser Stadt eine Lebendigkeit und Anmut, die Moskau grossenteils abgeht. Die Leningrader sind denn auch stolz auf ihre Stadt und sehen teilweise sehr verächtlich auf das öde Moskau hinab. Sie sind überzeugt, dass Leningrad mit besserem Recht Hauptstadt der Sowjetunion wäre. Die Leningrader müssen dabei nicht einmal mit ihrer zaristischen Vergangenheit argumentieren, auch aus revolutionärer

Sicht ist Leningrad die Keimzelle der heutigen Sowjetunion – obwohl dies indirekt wieder mit der Zarenzeit zusammenhängt.

Rührend, aber sehr deutlich für die Rivalität zwischen den beiden Städten scheint mit der spontanen Frage einer Eisverkäuferin, die am »Moskauer Bahnhof« als erstes wissen wollte, ob ich das Leningrader Eis besser finde als das Moskauer... Schlechte Eindrücke von Leningrad, sie mögen vielleicht Zufällen entspringen, waren für mich die deutliche Spur von Fanatismus, die einige Leningrader Intourbeamte und Museumsführer ihrem Moskauer Kollegen voraus hatten. Im Revolutionsmuseum wurde uns ein Hetzfilm gegen Deutschland (natürlich Bundesrepublik) vorgeführt. Der Deutscherhass ist in Leningrad ziemlich verbreitet, ein Ressentiment, das sich aus der zweijährigen Belagerung Leningrads durch die Deutschen während des Zweiten Weltkriegs ableiten lässt und das auch in andern Ländern wie Holland, Dänemark usf. beobachtet werden kann. Doch nicht nur dies: Der etwas verstaubte Museumsführer im Revolutionsmuseum wurde nicht müde, die Grossstatuen Lenins und der anderen Revolutionsführer in Glanz und Glorie zu schildern. Trotzki allein schwieg er beharrlich tot. Eine amerikanische Studentin, provoziert durch die öde Lobhudelei, fragte ganz ungeschminkt, weshalb er Trotzki nicht erwähne. Der gute Mann erfreute sich sehr über diese Frage, hiess keinen guten Faden an diesem Verräter, behauptete gar, Trotzki hätte die Revolution hintertrieben wollen. Dann nahm er diese finstere Gestalt zum neuerlichen Anlass, sein Steckenpferd vom grossen Lenin um so heftiger zu reiten.

Unsere Moskauer Begleiterin, ein sehr sympathisches, aber eher der Mode als der Verteidigung ideologischer Grundsätze zugeneigtes Mädchen, drohte bereits einen Gähnkrampf zu erliegen, als unvermittelt die Aufforderung kam, den ganzen Sermon für diejenigen unter uns, die kein Russisch verstanden, ins Französische zu übersetzen. Ohne den Feinheiten der langen Ausführung allzuviel Gewicht zu geben, gelang es ihr mit der Übersetzung: »Il dit toujours la même chose: Trotzki est méchant, Lénine est un gentilhomme...«

Ergo

Die Sowjetunion ist eine Reise wert, nicht zuletzt des persönlichen geistigen Profites wegen. Einzusehen: Es gibt andere Standpunkte als nur die eigenen. Wir haben den Stein der Weisen nicht gefunden; wesentlich ist es, die uns adäquate Lebensform zu finden. Ich bin überzeugt, dass sowohl wir als auch die Sowjetmenschen auf dem richtigen Weg sind, beide auf ihre Weise.

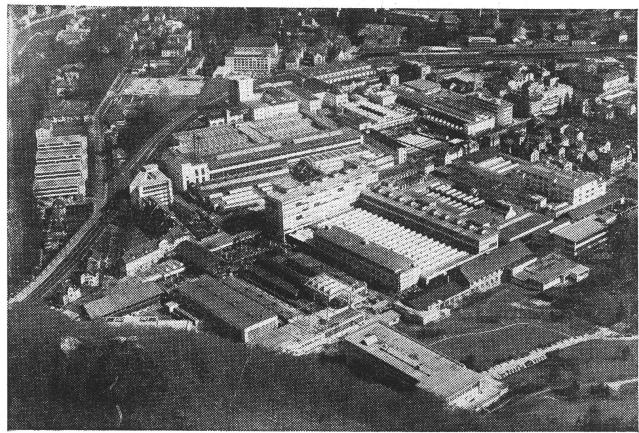
FACIT TP-2 — die einzige Portable der Welt mit mechanischem Gedächtnis!
Schöne Schriften. Eleganter Koffer. Erhältlich durch die Zentralstelle der Studentenschaft und durch die SAB.

FACIT

8021 Zürich Löwenstrasse 11 Telefon 051 275814
Verkauf auch durch die Fachgeschäfte



Die Universität in Moskau.



75 Jahre Brown Boveri

**Umfassende Forschung
durchdachte Konstruktion
sorgfältige Arbeit
reiche Erfahrung**

sind die Voraussetzungen für die Herstellung unserer Erzeugnisse

► Brown-Boveri-Werke in Baden

► Brown-Boveri-Werke in Birr

In modernen Werkstätten bauen wir elektrische und thermische Maschinen bis zu den grössten Leistungen, Apparate bis zu den höchsten Spannungen, elektrische Ausrüstungen für Industrieanlagen, Bahnen und Schiffe sowie Fernwirkanlagen für jeden Betrieb.

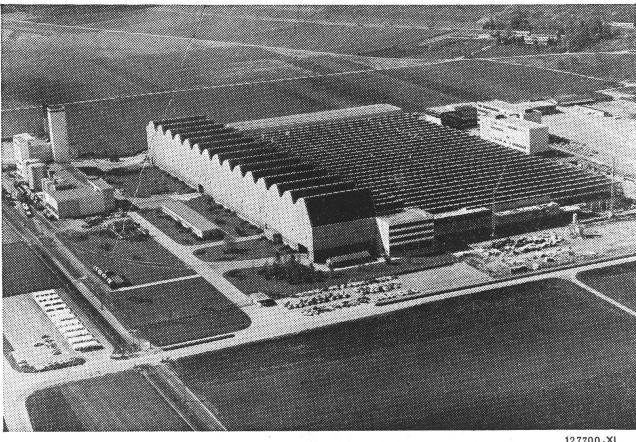
In einem so vielseitigen Betrieb finden junge Kräfte je nach Begabung und Neigung interessante Entwicklungsmöglichkeiten, sei es in der Forschung oder beim Bau unserer Produkte. Sprachgewandten bietet sich mit dem weltweiten Verkauf dieser Erzeugnisse eine zukunftsreiche Laufbahn.

Aktiengesellschaft

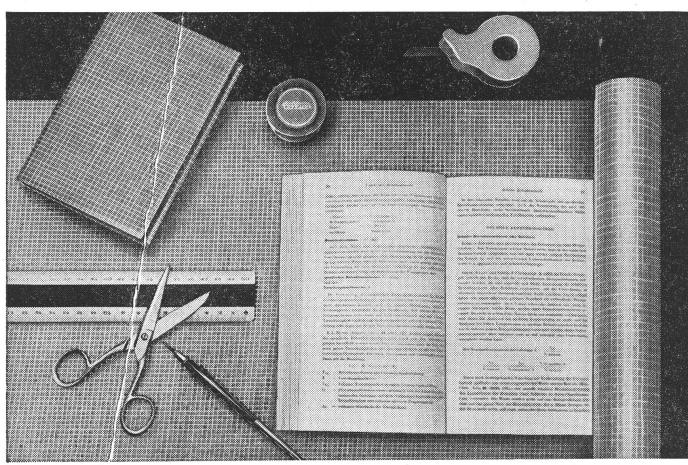
Brown Boveri & Cie., Baden



1891-1966



Feltlux



**Buchhüllen
und Klebebänder
in der Schule
und zu Hause
einfach
unentbehrlich**

Feltlux
ein Produkt der
Feldmühle A.G., Rorschach



Polyball

**3. Dezember
1966**

**im Stadthof 11
und in den Züspahallen**
Motto: Arche Noah

7 Orchester, u.a.: Hans Moeckel und seine Radio-Stars, the 5 dorados, Jacky Seidenfuss, Peter Zinsli.

Tombola: 1 Sportcoupé Triumph GT 6, gestiftet von der Auto-Benz AG, Zürich.

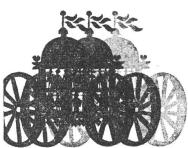
Seit dem Frühling ist der Schweiz grösste Hochschule ständigen Püffen und Erschütterungen ausgesetzt. Es wird gebohrt und gehämmert und genagelt und gefeilt und gesägt; es ist kaum zum Aushalten. An der Tannenstrasse nebenan wird ein Vierundvierzigmillionen-Loch ausgebaggert. (Wo das Geld vergraben ist, wurde offiziell nicht bekanntgegeben.)

Mit Photos von der ziellosen Polykuppel können nun bösaartige Touristen ihren Freunden zuhause demonstrieren, dass »ihre Städchen in ihrem Land doch viel schöner ist als das saubere Zürich mit so einem hässlichen Poly. Ob tatsächlich eine Intervention des Verschönerungsvereins die Umbauten in die Wege geleitet hat, kann hier nicht eingehend geprüft werden. Es spielt uns auch gar keine entscheidende Rolle, wichtig war nur eins: Der Polyball kann in einem solchen Poly nicht stattfinden.

Was tun?

Da hat uns ein kleines Kerlchen mit langem Bart und zwei linken Füssen auf die Idee gebracht, den guten Polygeist, statt ihm im allgemeinen Lärm untergehen zu lassen, auf einen grossen Wagen zu stellen und nach Oerlikon hinauszukarren.

Intelligente Zürcher Studenten haben das Gefährt bereits irgendwo entdeckt, und innerst Kürze wird es in der ganzen Stadt aufzukreuzen: Auf Zindholzbrettfachen, auf Plakatwänden, kurz, die *Arche Noah* wird das Motto der ganzen Stadt werden.



»Arche Noah« hat bereits eifrig Diskussionen und Polemik hervorgerufen: denn Noah, der ideenreiche, phantastische Ingenieur und Bauherr, hat offenbar sein klassisches vorsinflutliches Fahrzeug, gemäss einschlägiger Fachliteratur, zur einen Hälfte aus einem Haus, zur andern aus einer Fähre konstruiert; es habe genug Raum geboten, um alles Getier auf Erden paarweise zu bergen. Es auf Rädern zu montieren ist, wie wir glauben, eine wesentliche Verbesserung; bekanntlich liebt es der Polyaner, auch alten, ehrwürdigen Dingen und Einrichtungen ein neuzeitlich-technisches Schwänzchen anzuhängen: Deshalb die Umgestaltung der *Arche* in einen Amphicar. Aber sei dem wie ihm wolle: Wichtig ist nur, dass sich unser Poly bald für eine Nacht nach Oerlikon, aufmachen wird, um allen, die als Pärchen kommen, Freude zu machen:

Kurzum, der *Polyball* findet am 3. Dez. 1966 in neuer Umgebung von Züspahalle und Stadthof 11 statt.

Der Reiz des Neuartigen, Noch-nicht-Erprobten hat die Veranstalter des grössten schweizerischen Studentenfestes zu ungeheuren Arbeitstempeln hingerissen. Fast alle administrativen Vorarbeiten sind jetzt abgeschlossen. Belegs geht es an die Dekorationen von sechs Riesenäulen und vier Mammuthallen. In ungemütlicher Nachtarbeit werden die Festräume vermessen, kubelweise



Impressionen vom letzten Polyball.

Farben auf Pappe und Krepppapierbahnen ausgeschüttet, Holzrahmen vernagelt, Lautsprecheranlagen geprägt und Bier- und Coca-Cola-Flaschen geleert.

Seit Wochen bemühen sich die besten Köche des Mövenpick, neue und raffinierte Speisen zu erfinden. Die Keller der besten Weinhandlungen werden von Vandalen heimgesucht, und unser Bierlieferant bemüht sich, die erforderlichen Mengen bereitzustellen, die in der Schwemme von Tanz und Phantasie erhitzte Gemüter abkuhlen sollen.

Die Auswahl der Orchester erfolgte in bestens bewährtem Rahmen: zum Dreigestirn Hans Moeckel - Jacky Seidenfuss - 5 Dorados stossen als erfolgsversprechende Neukquisitionen das rasige *Swinghouse Septet*, eine der besten Schweizer Amateur-Jazzbands, und Peter Zinsli mit seinem urchigen »Chure-Länderfründen«, schlüssig *Erich Jentschmann*, der mit kammermusikalischer Finesse seine Hammondorgel traktieren wird.

Es wurde auch vorgesehen, in einem der Räume absolute, sozusagen vorweltliche Dunkelheit herrschen zu lassen, damit unsere Gäste auch die Möglichkeit haben, allein zu sein; (allerdings werden dort nebenbei einige Stummfilmmaterial abgespielt werden müssen.) Von weiteren Attraktionen zu sprechen, ist die Zeit noch nicht ganz reif; gerüchteweise verlautete, dass vielleicht, eventuell möglicherweise ein Zweigespann Ines Torelli/Walter Roderer mit Cabaretvorstellungen aufwarten könnte (bitte, diese Information vertraulich zu behandeln.)

Wozu aber noch lange von einem so populären Fest wie dem *Polyball* sprechen? Ueber das Einzigartige, das einen jeweils eine Nacht lang gefangenhält, lassen sich keine grossen Worte machen. Wer schon einmal dabei war und sich, die Freundin oder Frau zur Seite, durch erleuchtete und phantastisch geschmückte Säle und Gänge schieben liess, den Rhythmen lauschend, die ihn von allen Seiten umschmeicheln oder bedrängten, weiss, was wir meinen. Er kennt das erwartungsvolle Prickeln, das man beim Eintreten in einen neuen Saal im Rücken hat...

Nein, warten wir lieber bis zum 3. Dezember und überzeugen wir uns dann selber, sofern wir noch eine Eintrittskarte haben ergattern können.

Rolf Pfister

Flüchtlingsstudenten in Zürich

Zwei Jubiläen waren Anlass zum folgenden Artikel: 1941, also vor 25 Jahren, wurde die Hilfsaktion für Flüchtlingsstudenten in der Schweiz gegründet, und in diesem Jahr konnte nach zehnjährigem Bestehen die studentische Ungarnhilfe zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht werden. Da die Studenten durch ihre freiwilligen Beiträge (Fr. 2.- bei Bezahlung der Studiengebühr) die Flüchtlingshilfe auch heute noch ganz erheblich fördern, und die Ungarnhilfe in Zürich im wesentlichen eine studentische Aktion war, scheint uns die folgende Information für alle Studenten sehr nützlich.

Der Verband der Schweizerischen Studentenschaft (VSS) und die Gesellschaft Schweizer Akademiker (GEZA) gründeten vor 25 Jahren, auf Initiative des damaligen Präsidenten und des Generalsekretärs des World University Service, der Herren Dr. Hans Bosshardt (bis vor kurzem Sekretär des Schweizerischen Schulrates) und André de Blonay (jetzt Generalsekretär der Interparlamentarischen Union), die Schweizerische Hilfsaktion für kriegsnotleidende Studenten.

Von 10 Jahren - 1956 - fanden nach der Unterdrückung des ungarischen Freiheitskampfes innert weniger Wochen unter den Tausenden von Flüchtlingshunderden von mittellosen Studenten bei uns Zuflucht. Es gehört sich, zum 10. Jahrestag den einzigartigen Einsatz der Studentenschaften in Erinnerung zu rufen, die unabhängig von einander spontan lokale Sammlungs- und Betreuungskomitees ins Leben gerufen haben. Die Zürcher Studenten versprachen damals auf dem Lindenholz in feierlicher Form, ihren vertriebenen ungarischen Kommittonen das Weiterstudium zu ermöglichen.

Zahlreiche studentische Sammelaktionen, von denen nur der seither zur Tradition gewordene Kerzenverkauf auf Weihnachten erwähnt sei, machten es möglich, allein in Zürich rund 350 Un-

Allein in Zürich studierten 216 Ungarn

Vor 10 Jahren - 1956 - fanden nach der Unterdrückung des ungarischen Freiheitskampfes innert weniger Wochen unter den Tausenden von Flüchtlingshunderden von mittellosen Studenten bei uns Zuflucht. Es gehört sich, zum 10. Jahrestag den einzigartigen Einsatz der Studentenschaften in Erinnerung zu rufen, die unabhängig von einander spontan lokale Sammlungs- und Betreuungskomitees ins Leben gerufen haben. Die Zürcher Studenten versprachen damals auf dem Lindenholz in feierlicher Form, ihren vertriebenen ungarischen Kommittonen das Weiterstudium zu ermöglichen.

Zahlreiche studentische Sammelaktionen, von denen nur der seither zur Tradition gewordene Kerzenverkauf auf Weihnachten erwähnt sei, machten es möglich, allein in Zürich rund 350 Un-

gar mit Stipendien oder Freiplätzen zu unterstützen. 1958 wurde von der schweizerischen Hochschulrekturenkonferenz die »Aktion der schweizerischen Hochschulen zugunsten ihrer ungarischen Flüchtlingsstudenten« ins Leben gerufen, um auf gesamtschweizerischer Ebene für die lokalen Hochschulen Mittel zu sammeln, die zusammen über 650 Studenten aufgenommen haben. Unter der Leitung von Herrn Dr. M. Plancherel, Professor an der ETH, konnten über 2.050.000 Fr. gesammelt werden, und rund 1.300.000 Fr. leistete die Eidgenössische Polizeiabteilung als Subvention.

Seit 1956 gab es infolgedessen an jeder Hochschule unabhängig von der gesamtschweizerischen Hilfsaktion ein lokales Komitee für die ungarischen Flüchtlingsstudenten. Dieser Dualismus führte 1959 zur Reorganisation. Seither gehören der Hilfsaktion als Mitglieder die Lokalkommissionen an, die für alle an ihren Hochschulen immatrikulierten Studenten ohne Rücksicht auf ihr Herkunftsland zuständig sind und auf lokaler Ebene Mittel sammeln.

1965 konnte die ungarische Flüchtlingsstudentenhilfe nach vollem Erfolg abgeschlossen werden. Die Aktion der schweizerischen Hochschulen zugunsten ihrer ungarischen Flüchtlingsstudenten wurde aufgelöst und der Liquidationsüberschuss von der Hilfsaktion übernommen. Von den rund 650 unterstützten Ungarn haben rund 400 ihre Studien mit Erfolg abgeschlossen, davon allein in Zürich 261.

Diese verteilen sich auf folgende Richtungen:

Universität: 8 Oekonomen, 29 Mediziner, 13 Zahnärzte, 2 Tierärzte, 3 Phil., 10 Chemiker, 1 Physiker, 1 Geologe.

ETH: 18 Architekten, 19 Bau-Ing., 37 Masch.-Ing., 30 El.-Ing., 24 Chemiker, 9 Forstingenieure, 13 Ingenieuragronomen, 6 Physiker und Mathematiker, 7 Turn- und Sportlehrer, 1 Pharmazeutin.

Technikum Winterthur: 15.

Konservatorium, Schauspiel-, Kunstgewerbe-, Heilpädagogische- und Dolmetscherschule: 12.

Das 1956 abgelegte Versprechen der Zürcher Studenten ist damit eingelöst. Die Lokalkommission Zürich bleibt jedoch weiterhin bestehen, da auch heute noch Flüchtlingsstudenten auf unsere Hilfe angewiesen sind.

Die Lokalkommission Zürich

Über den heutigen Umfang und die Tätigkeit der Lokalkommission Zürich orientiert der Jahresbericht 1965. Die Kommission setzte sich paritätisch zusammen aus Vertretern beider Hochschulen und beider Studentenschaften sowie einem ehemaligen Flüchtlingsstudenten. Das Präsidium hatte Dr. H. Bosshardt, Sekretär des Schweizerischen Schulrats inne, Vizepräsident war Prof. Dr. M. Plancherel. Das Sekretariat an der Universitätstrasse 18 wurde von cand.iur. H. Schweizer geführt. Im Schuljahr 1965/66 wurden 9 neue Flüchtlingsstudenten Stipendien zugesprochen. Den bisherigen Stipendiaten wurden bei genügend Studienleistungen die Stipendien semesterweise verlängert. Das Stipendium wird während der 9 Semester pro Jahr ausbezahlt. Während der Semesterferien werden Stipendien nur bei unmittelbarer Prüfungsvorbereitung bewilligt. Bis im Herbst 1965 betrug das monatliche Maximalstipendium 430 Fr. Damit musste der Student seine gesamten Lebenskosten bestreiten, während die Studienauslagen zum grössten Teil von den Hochschulen übernommen wurden. Im Hinblick auf die gestiegenen Lebenskosten beschloss die Kommission im Herbst 1965, das monatliche Maximalstipendium ab Wintersemester 1965/66 auf 470 Fr. zu erhöhen.

Im Berichtsjahr haben 13 Studenten ihre Studien mit Erfolg abgeschlossen. Es handelt sich um 1 Historiker, 1 Alphilologen, 3 Mediziner, 3 Zahnärzte, 2 Masch.-Ing., 2 Bau-Ing. und 1 Sekundarlehrer. Am Ende des Berichtsjahrs wurden total 25 Studenten unterstützt.

Jährlich werden 67 000 Franken Stipendium ausgeschüttet

Die Ausgaben der Lokalkommission Zürich, wie aus der Jahresrechnung ersichtlich wird, setzen sich zur Haupthecke aus Stipendienzahlung (67 393 Fr.) und dem Beitrag an die Schweizerische Hilfsaktion (50 000 Fr.) zusammen, welche zur Subventionierung der finanzschwachen Lokalkommissionen dienten. Das betrifft vor allem die Lokalkommissionen an den Hochschulen der Westschweiz, an welchen erfahrunsgemäss mehr Flüchtlingsstudenten studieren. Eine wichtige Einnahmequelle (15 000 Fr.) stellen die Rückerstattungen der eidgenössischen Polizeiabteilung dar, welche für jeden Studenten, der mit Erfolg abschliesst und von den Behörden als Flüchtling anerkannt wird, 75% der während der letzten zwei Semester ausbezahnten Stipendien ausmacht. Die freiwilligen Spenden von

2 Fr. der Studenten, welche jeweils beim Entrichten des Kollegiells bezahlt werden, erreichten ein Total von rund 30 000 Fr. 80% aller Zürcher Studenten leisten somit diesen Beitrag.

Mit dem Zweifrankenbeitrag kommt deshalb einerseits die Solidarität zwischen den einzelnen schweizerischen Studentenschaften und andererseits zwischen den Schweizer Studenten und ihren geflohenen Kommittonen zum Ausdruck. Für die Lokalkommission Zürich werden die studentischen Beiträge in den kommenden Jahren die Haupteinnahmequelle sein, von der es entscheidend abhängt, ob weiterhin alle würdig und begabten Flüchtlinge berücksichtigt werden können.

Präsident: Dr. H. Bosshardt
Sekretär: cand. Schweizer

INSTITUT MINERVA

Vordiplom- Vorbereitungskurse

in:

- Anorganischer Chemie
- Organischer Chemie
- Kristallographie
- Mathematik
- Linearer Algebra
- Baustatik
- Physik
- Mechanik

Beginn 14. November

Detaillierte Zirkulare und Anmeldeformulare können in unserem Sekretariat, Scheuchzerstrasse 2, bezogen oder telefonisch (26 17 27) bestellt werden.

Stadtplanungsamt Zürich

Als junge, im Aufbau begriffene Amtsstelle sucht das Stadtplanungsamt Zürich einen

Planer-Architekten
und einen
Verkehrsingenieur

als Fachleute für die Arbeitsgebiete des Städtebaus und der Verkehrstechnik, vorwiegend im Zusammenhang mit Problemen der Stadtmitte. Abgeschlossene Hochschulstudien und die Befähigung, im Team einzutreten, werden vorausgesetzt.

Anmeldungen sind an den Vorstand des Bauamtes I, Werdmühleplatz 3, 8023 Zürich, zu richten.

Auskunft erteilt der Chef des Stadtplanungsamtes Zürich, Telefon (051) 29 20 11.

Der Vorstand des Bauamtes I

Auto-Fahrschule Tel. 90 11 82

A. Baumann + Grob Tel. 93 02 23

- 10% Std.-Rabatt - Treffpunkt Hochschulnähe - Ruhiger Unterricht - Schulwagen Opel Rekord 1966

Let's go and have a look!

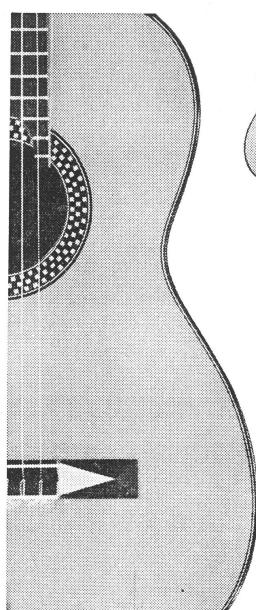


Das gefällt uns – eine wirklich junge Herrenmode – ganz auf uns zugeschnitten – fröhlich, dynamisch, ganz «Young Men Style». Und zu Preisen, die wir uns leisten können. Anzüge, Mäntel und Accessoires von Pierre Cardin. Sportliche Kreationen von McGregor.

Feinkaller
YOUNG MEN'S
SHOP

Zürich, Sihlporte-Talstrasse 82

bi



Unsre reichhaltige Gitarren-Kollektion bietet:

Gut gebaute, vorteilhafte Instrumente zu Fr. 98.—, 120.—, 145.—, 155.—, 185.—

Meister Gitarren zu Fr. 280.—, 350.—, 465.—, 570.—, 630.—

Konzertinstrumente für höchste Ansprüche zu Fr. 1150.—, 1550.—, 1850.—, 2000.—

Jecklin

Streichinstrumente
Zürich 1 Pfauen
Telephon (051) 47 35 20

...au eis...



„Klar – auch bins! Ein köstlich
kühles „Coca-Cola“ natürlich!
Sie wissen ja erfrischt geht alles noch viel besser!
Und „Coca-Cola“ – ja, das erfrischt richtig!“



Für die Pause die Normalflasche,
für den grossen Durst die elegante Grossflasche,
für zu Hause die vorteilhafte Familienflasche.

Refresca AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

Vietnam als Beispiel

Zur Situation unterentwickelter Länder Humanismus, Liberale und Kommunisten

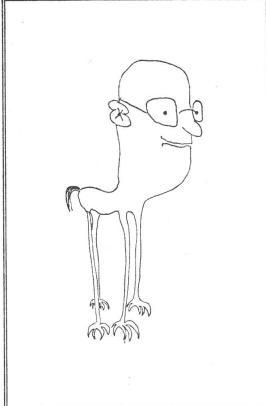
Dass Kommilitone Meyer sich mit Vertretern extrem linker Positionen überhaupt in ein Gespräch einlässt, ist ein erfreuliches Zeichen. Bis vor kurzer Zeit noch pflegte bei uns der Hinweis darauf, dass ein Argument mit offiziellen kommunistischen Verlautbarungen übereinstimme, eine vernünftige Gegenargumentation von vornherein ausschliessen. Helmut Meyer ist diesem Ungeist kaltkriegerischer Auseinandersetzung mit dem Osten nur noch partiell verhaftet (am Anfang und am Schluss seiner Kritik marxistischer Geschichtsschreibung resp. -fälschung); außer blossem Appellen an unsere Widerstandskraft gegen das »humanistische System der Welt«, den Kommunismus, bietet er immerhin auch Argumente an, die geeignet sein könnten, wenn nicht die amerikanische Position in Südostasien zu rechtfertigen, so doch wenigstens die kommunistische zu diskreditieren. Dem möchte ich skizzieren folgende Überlegungen entgegenhalten:

Wir müssen, wollen wir die Lage in Vietnam wirklich verstehen, streng unterscheiden zwischen der Situation hochindustrialisierten und unterentwickelten Ländern. In den hochindustrialisierten Staaten sowohl des Westens wie des Ostens haben revolutionäre Bewegungen heute keine Chance mehr. Am humanen erfolgt hier die notwendige Selbstveränderung der Gesellschaft reformistisch, durch Revision im einzelnen, nicht Umsturz des Ganzen. Anders ist die Lage in den meisten Entwicklungsländern. Zur Zeit kolonialer Ausbeutung durch den Westen haben sich hier einheimische herrschende Klassen etabliert, deren Existenz wesentlich von der Aufrechterhaltung der bestehenden sozialen Zustände abhängt. Es sind Zustände krassester sozialer Ungleichheit und Ungerechtig-

nene Reformversuch in unterentwickelten Ländern gescheitert ist, notwendigerweise.

Die Gründe dieses Scheiterns sind weniger in der politischen als in der soziökonomischen Sphäre zu suchen. Die Sozialstruktur kapitalistischer Staaten selbst verhindert auf die Dauer auch die bestgemeinten Reformbestrebungen des Westens in Entwicklungsländern. Jüngst ergabte bei uns die statistisch belegte Mitteilung aus Uno-Kreisen Aufsehen, dass die Entwicklungsländer immer ärmer, die hochindustrialisierten Länder der Erde dagegen immer reicher würden. Aus welchen

antikommunistisch zu wirken. Zuverlässige antikommunistische Verbündete finden die Amerikaner nicht nur in Südvietnam allein unter den Mitgliedern der herrschenden Klasse. Diese aber haben an einer Veränderung des Status quo kein Interesse. Dagegen liegt es sehr wohl in ihrer Macht, evtl. Reformpläne westlicher Entwicklungshelfer zu sabotieren, wo immer diese ihren eigenen Interessen zuwiderlaufen. Das erklärt, warum kommunistische Entwicklungsländer in Aufbau einer leistungsfähigen Industrie, einer produktiven Landwirtschaft, vor allem aber auf den Sektoren Bildung und Gesundheitsfürsorge weit erfolgreicher sind als vergleichbare Länder in der westlichen Einflussosphäre. (Neuerdings könnte auch aus dem Wirtschaftsteil der NZZ reichhaltiges Material zum Beleg dieser These begebracht werden.) Sollte dies nicht ein Grund sein, die übliche antikommunistische Argumentation, soweit sie sich auf Entwicklungsländer bezieht, einer Revision zu



aus mehr zu fürchten als Ho Chi Minh. Unsere Liberalen wissen dies durchaus; gleichwohl sprechen sie unverfroren von Amerikas »Verteidigung der Freiheit« einer Freiheit freilich, die sie bei jedem Staatsstreich in Südamerika, sofern es nur antikommunistisch und reaktionär ist, bereitwillig zu vertreten bereit sind. Werden in Argentinien (einmal mehr) die Parlamente und politischen Parteien aufgelöst, Legislative und Exekutive in der Hand einer kleinen Militärclique vereinigt, so hält mit vorsichtig dosierter Zustimmung und Roffall in geheimer (sofern nur der Staatsstreich kapitalistischen Interesses nicht zuwiderrückt) die NZZ bald nicht zurück. Staatsstreich und Staatsstreich sind eben nicht überall dasselbe; der eine führt etwa zur überheblichen und besonnenen, gleichwohl forschrittlchen Weiterentwicklung des Landes auf der Basis einer dauerhaften Ordnung, der andere in kommunistische Abgründe, dorthin, wie Helmut Meyer es ausdrückt, wo »das Individuum preisgegeben wird, es keinen denkenden Menschen mehr, sondern nur noch synthetische Produkte der dialektischen Methode« gibt; kurz: ins »humanste System der Welt«.

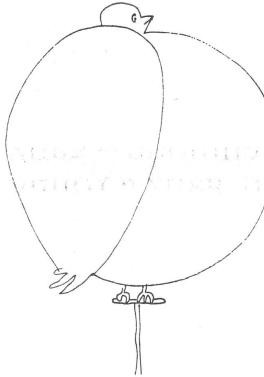
Wir sollten uns, meine ich, von dieser Sprache des kalten Krieges, die den Gegner bloss als Ungeheuer zu verkettet versteht, endlich ganz befreien. So bitten es ist, dies festzustellen: Gerade der Vietnakkrieg vermag auf die Dauer diesen Prozess nur zu fördern. Die Amerikaner verfüben im Nainen einer verlorenen, vernünftigerweise nicht mehr zu legitimierenden Sache dort täglich derartiges Unheil, dass es auch einem Land wie der Schweiz kaum mehr möglich sein wird, wie zu Zeiten des kalten Krieges »den westlichen Standpunkt gegenüber jedem kommunistischen vorbehaltlos zu unterstützen. Allerdings schwindet zusehends die Hoffnung, dass die weltöffentliche Meinung die amerikanische Intervention noch zurückdringen könnte; das bisherige Klima rationaler Selbstkritik in den Vereinigten Staaten weicht immer mehr einer Stimmung nationaler Kriegshysterie; in ihr wird schon die (an sic durchaus verständliche) Drohung Nordvietnams, die gefangen amerikanischen Piloten vor

ordbe echo

Gründen – bei so viel Entwicklungshilfe, besonders von westlicher Seite?

Die Kapitalbilanz der meisten Entwicklungsländer ist trotz bedeutender Kapitalimporte via Entwicklungshilfe und Investitionen privater Firmen deutlich negativ. Diese Tatsache ist unmittelbarer Ausdruck der hohen Gewinne, die westliche Industrien in Entwicklungsländern infolge günstiger Kostenlage herauswirtschaften und ins Ausland abführen können (sie liegen in der Regel 2- bis 3fach über den sonst üblichen Gewinnen). Den Entwicklungsländern kommen diese Gewinne nicht zugute. Sie können nicht wie in kommunistischen Staaten uneingeschränkt in neue Industrien investiert und gesamtwirtschaftlich nutzbringend verwendet werden. Die herrschenden Schichten nämlich (die aus einer Koalition einheimischer Feudalherren und ausländischer Kapitalisten bestehen) haben gar kein Interesse an einer wirklich schnell vorangetriebenen Industrialisierung des eigenen Landes. Ein Musterbeispiel hierfür liefert Südvietnam, dessen Grossimporte um kurzfristiger grosser Gewinne willen die eben knapp sich behauptende einheimische Textilindustrie vollends ruinierten, indem sie grosse Mengen billiger westlicher Textilien einführten. Aber auch auf dem Agrarsektor erweisen sich trotz gutgeheimer ausländischer Reformbestrebungen die einheimischen Kräfte def. Beharrung immer wieder als stärker. Wie viele Male schon wurde in Südostasien ein Agrarreformprogramm verkündet, das in den ersten Ansätzen steckenblieb! (Nicht anders erging es übrigens ähnlichen Plänen in Südamerika.) In Entwicklungsländern ist es eben überaus schwer, wenn nicht je länger desto mehr überhaupt unmöglich, zugleich sozialreformerisch und

unterziehen? Gewiss haben 800 000 Flüchtlinge den Machtbereich Ho Chi Minhs verlassen, und zum Teil »stürzen sich Hunderte von ihnen ins Meer, um den überfüllten Transportschiffen nachzuschwimmen«. Was Helmut Meyer aber wohlwollend vergessen hat, seinem dramatischen Tableau einer Flucht vor dem kommunistischen Moloch beizufügen, ist der erläuternde Text: Diese 800 000 Flüchtlinge waren beinahe ausschliesslich Angehörige der ehemaligen katholischen Oberschicht Nordvietnams. Ich nehme an, dass Helmut Meyer als Liberaler die historischen Errungenschaften der Französischen Revolution anerkennt. Ist das der Fall, so müsste er freilich auch der Tatsache eingedenk bleiben, dass aus dem revolutionären Frankreich die ehemaligen Privilegierten seinerzeit zu Tausenden flohen. Liegt die Schuld an solchen Flurbewegungen immer nur bei ihrer unmittelbaren Verursachung? Steht nicht den gewaltigen Unterdrücken, so unmenschlich es ist, dies zugeben zu müssen, ein Gewaltrecht zur Gegenwehr zu? Dass die einzige Sprache der Amerikaner, die ihre unvermeidliche Niederlage vorherhand noch hinauszögern kann, die Sprache nackter und härtester militärischer Macht ist, demgegenüber der Vietcong sich hauptsächlich auf die Gewalt seiner sozialrevolutionären Ideen stützen muss – diese Tatsache allein schon, scheint mir, berechtigt uns, den Wert kommunistischer Regimes in Entwicklungsländern nicht nur an den hier unangemessenen Normen der rechtsstaatlichen Freiheitsidee zu bemessen. Uebrigens ist die Berufung auf rechtsstaatliche Normen in unseren liberalen Kreisen (besonders um die NZZ) nicht selten pure Heuchelei. Die Amerikaner in Südostasien hätten freie Wahlen weit-



keit. Bezüglich des südvietnamesischen Bao-Dai-Regimes gibt Helmut Meyer selbst zu, dass es »kraft und unfähig gewesen sei; die Lage der vietnamesischen Bauern scheint auch ihm dringend reformbedürftig zu sein. Das sie es gewiss nicht weniger in den Augen der Amerikaner. Das Vertrakt ist nur, dass bisher jeder von den Amerikanern noch so guter Absicht begon-

Fortsetzung von Seite 6

Militärische Landesverteidigung und Landesverteidigungspolitik

eingesetzt werden können, sind wir verpflichtet, die Vor- und Nachteile einer eigenen Nuklearbewaffnung mit allen ihren Auswirkungen zu prüfen.« Dies ist offensichtlich ein Zuckerbrot für besorgte Militärs. Jene aber, die zuversichtlich hoffen, unsere Arme werde bei den konventionellen Waffen bleiben, seit es eine neue Konzeption gebe, messen dem Satz rein deklamatorischen Wert bei, selbst wenn er nur davon spricht, dass einmal mehr geprüft werden müsse. Klarheit ist das nicht. Und doch ist Klarheit nirgendwo mehr als gerade beim Militär die Grundvoraussetzung für jede erfolgreiche Operation.

Nicht anders verhält es sich mit den Ausführungen auf S. 21 ff. über die finanziellen Grundlagen der langfristigen Planung. Da wird gesagt, der Kleinstaat vermöge bei der zunehmenden Geschwindigkeit der technischen Entwicklung nicht mehr auf allen Gebieten Schritt zu halten. Finanzielle Einschränkungen und steigende Kosten zwängen ihn, auf alles »bloss Wünschbare« zu verzichten. Die Definierung des blos Wünschbaren ist einmal mehr dehnbar Ermessensfrage. Wieder erweist sich der Bericht als unklar. Aus seinen Formulierungen vermag ein jeder das herauszulesen, was ihm passt.

Eine merkwürdige Antwort erhält man auf die Frage, was denn die Kon-

sequenz aus der Feststellung über die finanziellen Grenzen der Schweiz sei, die doch recht alarmierend wirkt. Ist es etwa die beruhigende Zusammenfassung auf S. 24, wonach die Aufrechterhaltung einer wirklichen Landesverteidigung während der jetzt überblickbaren Zeit wohl sehr beträchtliche Mittel beansprucht, unsere Möglichkeiten jedoch nicht übersteigen werde? Zusammenfassungen und Schlussfolgerungen solcher Art, mit denen man sich über unangenehme, aber unumstössliche Tatsachen hinwegsetzen pflegt, sind keineswegs Zeichen eines kräftigen Regierungswillens.

Und zuletzt eine Bemerkung zum zentralen Anliegen des Berichtes, den

auf S. 10 ff. entworfenen Theorien über die Kampfführung. Empfohlen wird ein Abwehrkampf, der den Gegner durch mehrere in die Tiefe gestaffelte Abwehrzonen zu kanalisieren und abzutun versucht. Ein solcher operativer Plan setzt voraus, dass dieser Gegner sich bereits an unserer Grenze befindet. Wir bauen demnach unsern Abwehrplan auf einer Situation auf, die eine verzweifte Aehnlichkeit hat mit dem Frühjahr 1940, als Frankreich zusammenbrach. Damals rettete uns zwar die Reduit-Idee, mehr aber noch die »providentia Deit.« Ist es aber ausgemacht, dass wir noch ein zweites Mal derart gut wegkommen, und ist in einem möglichen künftigen Krieg, in

dem auf europäischem Boden höchst wahrscheinlich grosse Blöcke mit gewaltigen Waffensystemen einander gegenüberstünden, die Idee nicht fast überwältigend, dass der neutrale Kleinstaat sich erst zu wehren beginnt, wenn der Feind vor den Toren steht? Ist gegen eine sicher annehmende erdrückende Uebermacht die Abwehr des allein auf sich gestellten Kleinstaates dannzumal überhaupt noch zumutbar? Wir wagen dieses Problem lediglich in einer aufgeworfenen Frage zu berühren. Diese ist freilich umso eher angebracht, als im Moment, da der Bericht im Parlamente diskutiert wurde, die Presse bekannt gab, dass die Schweiz mit Schweden über die Möglichkeit einer Koordinierung der Rüstung verhandle – allerdings zunächst nur sehr vorsichtig und unter Wahrung voller Entscheidungsfreiheit. Warum aber ist im Bericht keine auch nur leise Andeutung zu finden über die denkbare künftige Entwicklung auf eine gemeinsame zwischenstaatliche Rüstung hin? Wollte man durch das Verschweigen solcher Dinge einer fruchtbaren Diskussion über ein zentrales schweizerisches Thema aus dem Wege gehen? Dann läge auch hier ein Mangel an Entscheidheit und Klarheit vonseiten jener vor, die über unsere militärischen Möglichkeiten sehr genau im Bilde sind.

Marcel Beck

preisgibt, während Argumente der Gelehrten sammt und sonders im Lichte erhabener und selbstgefälliger Unfehlbarkeit dargestellt werden.

Vorweg sei jedoch betont, dass dem Verfasser des Artikels eine eminent hohe journalistische Begabung nicht abgesprochen werden kann, was sich besonders deutlich an seinen freien Interpretationen zitiertem Äusserungen offenbart. So wird der Verfasser eines Artikels, die unter anderem feststellt, dass die Befürworterinnen des Frauenstimmrechts eine Abänderung des Familienrechts planen, die der Frau gleiche Rechte bei Meiningungsverschiedenheiten in der Erziehung der Kinder gewähren soll, kalt lächelnd unterschoben, sie sei gegen jegliches Mitspracherecht der Frau bei der Erziehung ihrer Kinder. Würde man nicht einige fundamentale journalistische Gepflogenhei-

ten kennen, könnte man solchen schwierigen Gedankengängen wohl nur unter Zuhilfenahme weiblicher Phantasie folgen. Da im Übrigen nach herkömmlicher und deshalb sicher veralteter Auffassung ein Ehepaar immer noch aus zwei Personen besteht, scheint es mit einigen Komplikationen verbunden zu sein, bei Meiningungsverschiedenheiten beiden Elternteilen die gleichen Rechte zu verleihen. Doch das nebebei.

Um ausgleichender Gerechtigkeit Gelegenheit zu tun, sehe ich mich deshalb gezwungen, auch die im erwähnten Artikel ein wenig vernachlässigte Seite, diejenige der friedliebenden Suffragetten, mit der gleichen »Objektivität« zu betrachten, wie das der Verfasser mit den Anti- getan hat. Obschon zu den auch so mächtigierenden und nach Kompensation dürstenden Konservativen gehörnd, fühle ich mich in guter Gesellschaft. Wenn man den Ausführungen der Suffragette und ihrer männlichen Gefolgsleute Glauben schenken will (und wer kann schliesslich umhin, da zu wollen), in denen der Silbe »gleiche« alleine oder in Zusammensetzung, so breiter Raum eingeräumt wird, kann man sich nur fragen, weshalb immer noch die Mehrzahl, wenn nicht gar alle Mediziner, Biologen und Psychologen überhaupt Unterschiede zwischen Frauen und Männern feststellen können. Ihr Festhalten an offensichtlich veralteten Theorien lässt sich wohl nur durch ihren Konservativismus erklären, in dem sie sich ein »Reservat männlicher Machtausübung bewahren und insgeheim Untergebene haben wollen. Weniger verständlich ist allerdings, weshalb auch weibliche Angehörige der genannten Berufe immer noch zu den gleichen Schlüssen kommen. Wollen sie sich etwa ein Reservat weiblicher Machtausübung bewahren? Doch diese kleine ungeklärte Frage soll uns nicht davon abhalten, energisch gegen dieses Uebel anzukämpfen und der neuen Idee der Gleichheit der Geschlechter zum Durchbruch zu verhelfen. Wenn man sich die Vorteile im Hinblick auf eine ungeahnte Vereinfachung unseres Lebens vorstellt, kann sich wohl niemand mehr der Unterstützung dieses Kampfes versöhnen. Einzig die Zeugen von Nachkommen dürfte in dieser unterschiedslosen Welt einige Schwierigkeiten bereiten. Da jedoch in Italien schon vor einigen Jahren mit erfreulichen Versuchen auf diesem Gebiet begonnen wurde, kann man mit Zuversicht auch der Lösung dieses Problems entgegensehen.

Mit freundlichen Grüissen
Jürg Marti

Illustrationen von Beate John Lennon aus ihrem Buch »Ein Spanier macht noch keinen Sommer«. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Helmut Kosma, Genf und Hamburg.

happenings happenings happenings

Die liberale Studentenschaft im Wintersemester

Wie Studenten sich mit Politik beschäftigen, ob sie gar selbst Politik treiben sollen hat in jüngerer Zeit die Gemüter manches zürcher studenten und vieler Zürcher Studenten erregt. Während man in den höheren Spären den geistigen Raum der Nation entdeckte, hat sich das »Fussvolk« immer häufiger und immer zahlreicher abends in Auditorien und Zunftstuben zusammengefunden, um, geködert von illustren Gästen, sich aus dem akademischen Elfenbeinturm in den Morast praktischer politischer Probleme locken zu lassen.

Die Methode der Arbeitsgemeinschaften hat sich bewährt. Und auch bei den Gruppen der »Liberalen« und der »Fortschrittlichen«, die durch die Kontinuität ihres Bestehens eine Linie oder einem Standort verpflichtet und daher mit einem »Image« behaftet sind, hält sich die personelle Rotation in studentischem Rahmen und garantiert Beweglichkeit und Unbekümmertheit. Die offene Konkurrenz hat sichtlich die Qualität der Veranstaltungen und das Interesse des Publikums gefördert.

So präsentierte die Liberale Studentenschaft ihr Winterprogramm in der

Überzeugung, etwas bieten zu können. Es werden Themen zur Diskussion gestellt, die uns zumindest einen Einblick ermöglichen, entweder, weil sie uns direkt angehen (Hochschule), weil sie viele Fachrichtungen tangieren (Landesplanung), oder weil sie im Rampenlicht des öffentlichen Gesprächs stehen (schweizerische Vergangenheit, Atombewaffnung, Neutralität). Es soll deshalb auch versucht werden, in Vordiskussionen Fragen und Argumente für das Gespräch mit den Referenten zu erarbeiten.

Es soll in erster Linie um die Sache gehen. Zur Arbeitsweise eines Akademikers gehört es, die Quellen zu befragen, nicht nur Interpretationen zu übernehmen. Die Veranstaltungen sollen deshalb nicht Lösungen oder gesicherte Anschausweise — einen liberalen Patentfilter beispielweise — sondern Einblick in Sachverhalte vermitteln. Die Referenten sind weder aus einer Partei noch nach irgendeinem Proporz aus verschiedenen Parteien, sondern allein als Fachleute gewählt worden.

Studenten und Politik? Dies ist eine Möglichkeit: die Studenten sollen sich auch mit den politischen Fragen in der Weise auseinandersetzen, die einem Akademiker angemessen ist. Das ist wiederum die Abstinenz noch der Strasse.

Ulrich Pfister

tät Zürich fortgesetzt wird, sind gratis, und die Hörer haben sich nicht einzuschreiben. Der Besuch dieser interdisziplinären Vorlesungsreihe ist allen Studierenden, Lehrenden und Forschenden beider Hochschulen wärmstens empfohlen.

Zeit: Donnerstag, 20.15 bis 21.45 Uhr
Ort: Grosser Hörsaal im Physikgebäude

Solidarität?

Weil am 26. Oktober 1966 wiederum 7 Studenten der Staats- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Madrid für die Dauer von zwei Jahren aus allen Abteilungen der besagten Hochschule ausgeschlossen wurden:

Weil diese unsere spanischen Kommilitonen ihr Eintreten für die demokratischen Grundrechte des Studenten, für ihre Forderung nach Liberalisierung der Studentenschaften in Form der Selbstbestimmung mit sozialer und politischer Achtung bezahlen müssen; Weil wir glauben, dass alle Studenten ein unabdingbares Recht auf Selbstbestimmung haben und dass dieses Recht nicht angetastet werden darf durch undemokratische Interventionen der Polizei; und

Weil wir der Ansicht sind, wir dürfen uns mit nur verbalen Protesten nicht länger begnügen, wenn es zu beweisen gilt, dass Solidarität konstruktiv zu begreifen ist; Erklären wir hiermit, dass wir Zürcher Studenten uns bereit finden sollten, für spanische Studenten, denen das Studium in ihrer Heimat aus politischen Gründen versagt wurde, z.B. in Form einer Solidaritäts-Woche die finanziellen Mittel für einen Studienaufenthalt in der Schweiz zu beschaffen, um ihnen so unserer Sympathie konkreten Ausdruck zu geben;

Bitten wir jedermann auf das dringlichste, uns bei der Verwirklichung dieses Anliegns, die man z.B. in einer Kerzenaktion sehen könnte, zu helfen. Bitte!

Fortschrittlche Studentenschaft
Zürich, der Vorstand
Postfach 680, 8021 Zürich

GELÄNDLÄUFEN:
Mannschaft ETH

Skifahren:
Studentinnen: Roner Madlaina, ETH
Alpine Komb.
Studenten: Beck Hans-Peter, UNI
Slalom
Skisprung
Alpine Komb.
Nord. Komb.
Vierer-Komb.
Distanzlauf:
Studentinnen: Roner Madlaina, ETH
Kugel Müller Elisabeth, UNI

Diskus:
Studenten: Haas Niklaus, UNI
1500 m Fritz Walter, UNI
110 m Hürden Götschi Erwin, ETH
Weitsprung Zuberbühler W., UNI
Diskus Losa Roberto, UNI

Wasserspringen: Philippin Gérard, ETH
Schießen:
Gewehr, Einzel Zimmermann K., UNI
Mannschaft UNI
Pistole, Einzel Zimmermann K., UNI
Mannschaft ETH

Leichtathletik:
Studentinnen: Roner Madlaina, ETH
Kugel Müller Elisabeth, UNI
Diskus
Studenten: Haas Niklaus, UNI
1500 m Fritz Walter, UNI
110 m Hürden Götschi Erwin, ETH
Weitsprung Zuberbühler W., UNI
Diskus Losa Roberto, UNI

Wasserspringen: Philippin Gérard, ETH
Schießen:
Gewehr, Einzel Zimmermann K., UNI
Mannschaft UNI
Pistole, Einzel Zimmermann K., UNI
Mannschaft ETH

6 Menus gratis ...

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte. Keine Vorauszahlung. **Tellerservice** ab Fr. 2.30. **All-Inn-Menus** (inkl. Kaffee —.50 und Getränk —.50).

aschinger

Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hirschennplatz, 92 Schritte vom Limmatquai (unterhalb der Uni).

Jeden Dienstag: **Pizza di Roma**

Jeden Freitag: Treffpunkt der Wähen-Liebhaber (eigene Konditorei).

Chinesische und indische Speisen.

Aschinger

Lieferung nur an konz. Firmen

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel an gross

Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich 0 051/423311

theater

Offener Brief an Robert Ruoff, VSS

Vor langer Zeit lud der VSS durch den damaligen Vizepräsidenten für Kultur, Hans Witschi, eine polnische Folklore- und Ballettgruppe zu einer Tournee in die Schweiz ein. Diese Einladung wurde vom später gegründeten Verein Schweizerischer Studententheater (VSST) als Erbe übernommen; für die Korrespondenz, die in dieser Sache abgetragen wurde, zeichnete aber der jetzige VPC des VSS, Robert Ruoff, verantwortlich. Lange geschah nichts, erst im Oktober erhielten die verschiedenen Studententheater die nichts-sagende und vage Mitteilung, es sei für den November eine Bühne bereitzumachen. Auf verschiedene energische Rückfragen hin wurde eine Orientierungssitzung in Bern einberufen. Die Sitzung, auf 15 Uhr angesetzt, begann um 16.30 Uhr; Robert Ruoff, der die Einladung unterzeichnet hatte, liess sich entschuldigen, er wäre zwar im Haus, hätte aber diverse wichtige Besprechungen. Die Sitzung zeigte nun, dass für die Polentournee eine völlig unfähige Organisation am Werk war; nichts war vorbereitet, auf keine Frage konnte genaue und erschöpfende Auskunft gegeben werden. Trotzdem bestand die Hoffnung, dass die in Basel, St. Gallen und Zürich geleisteten Vorarbeiten nicht umsonst sein würden, nötig war allerdings eine überdurchschnittliche Anstrengung der Organisatoren. - Drei Tage später kam aus Bern die Meldung, dass die Tournee abgesagt worden sei, weil Lausanne und Neuenburg nichts vorbereitet hätten. - Soweit die Fakten. Wir glauben wie unser »Briefschreiber«, Thomas Held, dass es bei diesem Organisationsfehler tatsächlich mehr geht, als um ein »Missgeschick«. Deshalb geben wir ihm das Wort, der die Ereignisse aus nächster Nähe mitverfolgt hat.

Die Redaktion.

Ihr Fratzen, ihr Kasperl, ihr Glotz-augen, ihr Jämmertäfelchen, ihr Ohrfeigengesichter, ihr Schiess-budnenfiguren, ihr Maulaffenfeil-halter. (Peter Handke: Publikums-beschimpfungen)

Lieber Robert,

die Beschimpfungen wären mit dem Handke-Zitat erledigt; ich möchte nicht wieder auf die üble Sitzung vom vorletzten Samstag zu sprechen kommen, sondern nur ein paar Gedanken zur »Polen-Affäre« äussern. Die Sache ist wichtiger, als Du vielleicht denkst. Es geht dabei nicht um uns, um unsere Vorbereitungsarbeiten, die nur überflüssig geworden sind. Es ist aber eine ungeheure Freiheit, die Polen, die alles für ihre Tournee organisiert hatten, so kurzfristig auszuladen. Ich leite im letzten September die Reise des Studententheaters Zürich nach Zagreb und weiß, wie viele Vorbereitungsarbeiten für ein solches Gastspiel geleistet werden müssen. Trotzdem machten unsere Vorbereitungen nur einen Bruchteil dessen aus, was die Polen unternehmen müssen, wenn sie ins Ausland fahren wollen. Da Du VPC bist, solltest Du eigentlich wissen, dass die Polen Ausreisebewilligungen, Visen, Devisen

brauchen, ganz abgesehen davon, dass man eine Fahrkarte für 50 Personen nicht von heute auf morgen bekommt. Dazu kommt die Vorbereitung auf die Tournee selbst: eine Ballett-Gruppe fährt nicht ohne seriose künstlerische Vorbereitung in ein anderes Land. Alle diese Vorbereitungen waren für die Polen umsonst, die sich freuten, in die Schweiz fahren zu können, die auf diese Reise hin arbeiteten. Doch die privaten Gefühle der Polen, die grosse Enttäuschung ist noch nicht das Entscheidende. Wesentlich ist vielmehr, dass der VSST, der VSS, die schweizerischen Studenten versagt haben. Wesentlich ist, dass das Image der Schweizer Studenten, das man nicht überschätzen soll, einen Schlag bekommen hat. Wesentlich ist, dass eine der wenigen Gelegenheiten, sich für die Gastfreundschaft der Ostblockländer an Festivals und Seminaren zu revanchieren, verpasst worden ist. All dies nur wegen der Unfähigkeit einiger Studentenfunktionäre, die zwar grossartige Einladungen verschicken können, aber zu wenig selbstkritisch sind, um zu sehen, dass sie ihre Verpflichtungen nicht einhalten können. Solche Leute in solchen Stellungen machen eine Verständigung unmöglich, zerstören das Vertrauen und diskreditieren ihr Land. Thomas Held

sich auf den Ausspruch: Schlechte Generalprobe, gute Premiere. Missbilligende Blicke von allen Seiten. 13 Uhr Mittagessen.

Das bestellte Wiener Schnitzel wird stehengelassen. Man nimmt allein Hühnerbrühe mit Ei. Später noch einen Apfelsaft, wegen der Vitamine. Um 15 Uhr einen Johannissbeersaft, weil es sich im Theater rumgesprochen hat, schwarze Beeren seien gut für die Hirnzellen.

16 bis 18 Uhr »Yoga«. Das heisst, man liegt in seinem Zimmer, starrt an die Decke und versucht, sich zu entspannen.

Das Nachtessen ist zusammengesetzt aus verschiedenen Wunderdingen. Ein blutiges Steak mit einem Glas Rotwein, oder rohe Eier, harte Eier, geschlagen Eier, Eier im Glas, Eier ausgeschlürft, ein Glas Weisswein, einen Kognak, einen Underberg, rohen Schinken, Beefsteak tartare, Roastbeef.

19 Uhr: Garderobe. Man gibt sich Mühe, den andern nicht nervös zu machen. Man murmelt, flüstert, zischt, summt, um die Stimme zu entspannen. Lächelt, selbst wenn der Witz grossartig war. Macht Sprechtechnik auf dem Klo. Den Haken kriegt man zwar zu, aber der Schnürsenkel reist.

Der Lautsprecher: Guten Abend. (Stille) Es ist 19.30 Uhr.

Der Lautsprecher: Es ist 19.45 Uhr.

Der Lautsprecher: Es ist 19.55 Uhr. Feuerwehr auf die Plätze. Zum ersten Akt bitte.

Toi, toi, toi. Es wird gespuckt. Alles liegt sich in den Armen. Die ärgersten Toffeine werden vereint. Die Premiere beginnt.

Erster Akt: Der Partner hat plötzlich einen Bart. »Eigentlich sieht er komisch aus. Warum lachen die da unten nicht? Ah, jetzt lachen sie. Blödes Volk, da gibt es gar nichts zu lachen. Der Bart hält nicht.« Der Partnerin

Theatertage in Zagreb

Von Thomas Held

Das Studententheater der Universität Zürich wurde im September dieses Jahres mit seiner Inszenierung »Der Drache von Jewgenij Schwarz an das 6. Internationale Studententheaterfestival in Zagreb eingeladen. Die Notizen von Thomas Held, dem Regisseur der Inszenierung, erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie wollen nur einige Aspekte dieses Festivals streifen, Eindrücke geben von dieser wahrhaft »internationalen Woche«, berichten vom Gespräch zwischen Studenten aus West und Ost.

Die Redaktion

Sonntag

Zagreb, 10 Uhr morgens. Müde und verschwitzt steigen wir aus dem Zug. 22 Stunden Bahnfahrt haben wir hinter uns, wir schliefen in Gängen, Geplätzten, Toiletten. Doch all dies ist nur vergessen, auch die endlosen Vorbereitungen zuhause, die Schreibereien mit dem Konsulat und mit dem EMD, um für unsere zehn Militärschauspieler Urlaub zu bekommen, die mühselige Beteiligung, um die Gelder für unsere Reise sicherzustellen. Heute abend, in neun Stunden, werden wir spielen, müssen wir spielen! Kurze Diskussion mit den herumstehenden Taxichauffeuren, wir haben nur eine ungenaue Adresse. Nach halsbrecherischer Fahrt durch breite, schnelle Straßen werden wir in einem grossen Studentenviertel außerhalb von Zagreb abgesetzt. Doch niemand weiß etwas von uns, die Adresse war falsch, also zurück ins Zentrum mit Sack und Pack und Revox-Bandgerät.

In »Studentski Center« herrscht grosse Aufregung; die Schweizer wurden erst am Mittag erwartet. Man telefoniert; ein Bus soll uns ins richtige Wohnheim bringen, der Konsul wünscht uns noch vor der Vorstellung zu sprechen. Uns ist schon alles gleichgültig, wir haben nur eine Frage: Sind unsere Bühnenbilder, zu spät und als Eiligt abgeschickt, angekommen? Sie sind, draussen stehen sie, auf der Strasse, verbogen und schmutzig, aber ganz!

Nach dem Mittagessen: Probe im Theater. Zwei Stunden lang dürfen wir die Bühne benützen, aber von Proben ist gar keine Rede, wir haben kaum Zeit, alle technischen Probleme zu lösen, hilflos stehen wir immitten der komplizierten Anlage. Aber da ist Biba, unsere Dolmetscherin und Betreuerin, sie allein ist noch frisch, dirigiert mühelos eine ganze Armee von Bühnenarbeitern herum, feuert sie an. Sie weiss alles: Biba, wo muss der Vorhang aufgehängt werden, wann wird der Spot B eingeschaltet, Biba, wo können wir unsere Drachenköpfe aufhängen? Palaver mit dem Bühnenmeister, schliesslich erlaubt er aber doch, dass Peter auf den Schnürboden klettern darf, um die Köpfe herunterzulassen. »Ich werde verrückt« ruft Biba in ihrem umwerfend lustigen Deutsch, und uns allen geht es genauso.

Draussen im Hof, in praller Mittagshitze, wird der dritte Akt gepröbt, es klappert nicht, die Militärs beherrschen

ihren Text nicht mehr. Daneben streichen einige Bühnenarbeiter alle möglichen Bretter weiss an: Adrian, der Bühnenbildner, konnte sich nicht damit abfinden, dass Zagreber Podeste nicht weiss, wie Zürcher Podeste sind. Im Theatercafé hat er allen freien Bühnenarbeiter einen Pinsel in die Hand gedrückt; nun wird gemalt, als gäte es, ganz Zagreb zu weisseln.

Zurück ins Studentenheim, duschen, umziehen, letzte Besprechung. Ich verteil Vitamin C und gute Ratschläge. Letzte Auseinandersetzung: Ich glaube nicht, dass die weisse Bühne zur Zeit fertig wird, Adrian will unter allen Umständen weitermalen. Die Zeit drängt, noch muss eingeleuchtet werden, wir brechen auf. Im Theater wartet Biba mit den Arbeitern, wir trauen unseren Augen nicht: Die Bühne ist weiss, der erste Akt ist fertig aufgebaut – wir umarmen die Bühnenarbeiter!

Die Aufführung beginnt, das Theater ist bis auf den letzten Platz besetzt, viele stehen. Der letzte Akt klappert bis auf den Schluss: der blackout kommt nicht, der Umbau verzögert sich, das Ensemble wird nervös, das Publikum unruhig. Nur beginnt sich die Müdigkeit auszuwirken, die Textfehler und »Hänger« häufen sich, die Ausführung wird langsam und langsam, einzelne Leute verlassen das Theater. In der Pause streichen wir den dritten Akt zusammen, wir wollen die Aufführung möglichst schnell zu Ende bringen. Endlich der Schlussvorhang: Applaus, Buhrufe, Plisse. In der Garderobe: Presse, TV. Große Diskussionen: Einzelne haben nur, andere überhaupt keine Buns gehört. Müde ausgebrannt gehn wir zum Empfang beim Konsul – die erste Erfahrung vor einem internationalem Festivalpublikum liegt hinter uns.

Montag

13 Uhr. Diskussion über unsere Aufführung. Im Hörsaal mit der Simultanübersetzungssanlage sitzen etwa 150 Personen. Die Ostberliner werfen uns vor, wir hätten mit unserer im Programm gedruckten Interpretation falsche Erwartungen erweckt, »es war, wie wenn einer Slivowitz bestellt und kennt Kaffee kriegt. Ein Jugoslawie meint, unsere Aufführung wäre hübsch, ausgelänglich, eben schweizerisch gewesen – wir sollten nächstes Jahr mit unseren schönen Kostümen ein Musical aufführen... Zwischenhinein private Diskussionen, Interviews, Fernsehaufnahmen. Rägi ist der grosse Star

für die jugoslawische TV, in den Diskussionen, im Club wird sie immer wieder gefilmt. Langsam gewöhnt man sich an die hektische Umgebung, lernt die Gruppen kennen, sieht die Schauspieler von gestern heute beim Essen, kommt ins Gespräch. Um Mitternacht, nach der letzten Vorstellung, trifft man sich im Club, diskutiert, trinkt, tanzt zur Musik des Zagreb Jazz Quartet.

Diensstag

Erster Funke im Theater: Die Schweizer spielen »Elf the war comes«. Das Stück zielt auf den Vietnam-Krieg, die Schauspieler tragen US-Uniformen, die Bühne ist in duschengrünes Licht getaucht. Das Publikum wird zum Mitspielen aufgefordert: Wenn es den Offizier daran hindert, die gefangene Frau zu erschießen, wird der Krieg zu Ende sein. Doch das Publikum handelt nicht, greift nicht ein; in den Schlussapplaus fällt der Exekutionschuss, der Krieg geht weiter. Im Club gibt es erbitterte Diskussionen: War es pseudo-engagierte Theatert? Kann man den Krieg auf eine emotionale Weise behandeln, soll man das Publikum so gewaltigen? Große Auseinandersetzung mit den Schweden: Hört der Krieg wirklich auf, wenn wir oneink sagen?

Es ist bemerkenswert, mit welcher Freiheit über alle politischen Probleme diskutiert wird. Ein Jugoslawie diskutiert mit zwei Engländern über Freiheit und Freiheitlichkeit.

Die Engländer behaupten, bei ihnen würde jeder tun und lassen, was er will, und reisen, wohin er will, darauf kommt es an; der Jugoslawie hält ihnen grenzenlosen Individualismus vor, bricht ab, stellt eine Frage, die immer und immer wieder, oft ganz zusammenhanglos gestellt wird: Wieviel Prozent der Studenten kommen in England aus Arbeiterkreisen? Zum Glück muss ich diese Frage nicht für die Schweiz beantworten...

Aber die Jugoslawen kritisieren auch eigene Misstände. In einem Vortrag äussert ein Professor: Solange es noch zu Verhaftungen von Wissenschaftlern (Mihailow) kommt, wie dies vor 14 Tagen geschehen sei, könne man nicht in Ruhe arbeiten.

Das Auffälligste in den Diskussionen: Es gibt keinen Ostblock. Die Jugoslawen sprechen von der DDR als einem Polizeistaat, für die Bulgaren herrscht in der DDR der nackte Revisionismus...

Mittwoch

Grosser Aufruhr im Theater: Die Russen zeigen ihre »Show«, eine Art Musical mit Kabarettteilagen, Volksliedabenden und historisch-politischen Szenen. Das Publikum ist gespalten, nach jeder Nummer werden Buhrufe und Applaus stärker, es herrscht Festivalstimmung. Die Spieler sind alle phantastisch durchtrainiert, singen perfekt, aber man glaubt, in einer Music-Hall-Aufführung der zwanziger Jahre zu sitzen: die Choreographie wirkt mechanisch.

Fortsetzung auf Seite 14

PREMIERE

WL – Premieren müssen abgeschafft werden. Das Ganze sollte bei der fünften Vorstellung beginnen.

9 Uhr: Auf dem Probennetz steht: Generalprobe in Kostüm, ohne Maske. Man ist mindestens eine halbe Stunde zu früh. Es könnte ja irgendein Haken nicht zugehen oder ein Schnürsenkel reissen. Der Garderobier hat ein paar Kostümstücke verwechselt, und das halbe Ensemble hat Angina.

»Wenn der glaubt, dass ich mich heute früh voll ausgebe, dann irrst du dich. Ich fühle mich heute so ausgelaugt. Wenn er einmal unterbricht, geh ich nach Hause. Nein! Das ist ein Louis-XV-Säbel. Ich brauche Bleidermeier. Bleidermeier! Was das ist? Sie wissen nicht, was das ist!«

Der Lautsprecher: Guten Morgen. Hörnisches Gelächter zur Antwort. Zum ersten Akt bitte.

10 Uhr 30: Die Generalprobe beginnt mit einer halben Stunde Verspätung. Abgesehen davon, dass keiner mehr den Text kann, der Vorhang zu spät fällt, das Kostüm der Salondame nicht zum Bühnenbild passt, die rechte Seite der Bühne völlig im Dunkeln liegt, der Regisseur während des zweiten Aktes irrtümlicherweise am Telefon verlangt wird und der Chef alle drei Minuten »Nein, das darf nicht wahr sein« stöhnt – keine besonderen Vorkommnisse.

Anschliessend Kritik im Aufenthaltsraum. Die Stunde des Regisseurs. Er plädiert wie ein Staatsanwalt für Totstrafe. Die Verteidigung beschränkt

die Wimperntusche in die Augen. Sie weint, mit einem Auge. »Diese Stelle habe ich nie gekonnt. Sie ist vorbei. Jetzt hängt ich. Wieder das falsche Stichwort. Pause machen! Abgang. Hin auf in die Garderobe. Umziehen. Der Bart hält wie zementiert – runter. Dunkel. Hell. Auftritt.

Zweiter Akt: Es läuft sich ein.

Pause. – Der Regisseur steht blass im Aufenthaltsraum. Jeden, der vorbei kommt, schaut er ängstlich fragend an. Er hat allen versprochen, sich die Premerie nicht anzuseugen. Er hat seine Versprechen gehalten. Seit zwei Stunden steht er hier draussen und hat lediglich ein paar Satzzeilen mitbekommen. Man macht einen grossen Bogen um ihn. Lautsprecher: Zum dritten Akt bitte.

Dritter Akt: Der Bart ist vergessen. – Applaus! Enthusiastisch, mager, frenetisch, billig, müde, lobend, anerkennend. Man steht da. Verschwitzt und zufrieden. Die Applausordnung, die dreimal geübt wurde, stimmt überhaupt nicht mehr. »Mensch, geh doch raus! Natürlich kommst du dran, dann geh ich eben.« In der Garderobe darf man sich gegenseitig beleidigen. Das Stück wird durch den Kakao gezogen. Ueber die schlechtesten Witze wird schallend gelacht – Das Stück ist angekommen. Keine Premiere ohne Premierenfeier. Sämtliche guten Vitamin-Vorsätze sind vergessen.

Ein Kulturverein hat sich unter die Helden gemischt. Man lächelt gnädig über die Komplimente. Tut entrüstet. Benimmt sich wie die Jungfrau in der Gartenlaube: Aussen abwehrend, innen ganz Ohr.



»Mensch, geh doch raus, natürlich kommst Du dran, dann geh ich eben« Zeichnung: Regula Pfenninger

Geburtsanzeige

Herzliche Schmähungen und Glückwünsche

Der zürcher student hat eine kleine Cousine bekommen. Die Theaterzeitung »blackout«.

Wir freuen uns selbstverständlich, eine Geburtsanzeige veröffentlichen zu dürfen, obwohl wir schon jetzt gesehen haben, dass ein gar garstiges *Unding* das Licht der Welt erblickt hat: »blackout« bringt Informationen, Meinungen und Gerüchte, und das letztere ist es, was uns so masslos verärgert, denn was kann den Ruf einer Zeitung mehr diskreditieren als ihr freimüttig schnodrige Bekennisse, sie verbreite Gerüchte. Daneben behauptet sie, und das mutet fast rührend weltfremd an, sie sei »von allen für alles, d.h. jeder, der eine eigene Meinung hat, schreibt etwas. »blackout« scheint noch zu jung zu sein, als dass sie es sehen könnte, wie wenige für wie viele im Zeitungswesen die »neigende Meinung« zu produzieren pflegen. Beruhigend ist allerdings, dass »blackout« nur eine Theaterzeitung ist.

Sie berichtet über Inszenierungen, Zusammensetzung, Vorträge, Gastspiele usw., so dass sie ihren Schaden auf höchst beschränktem, nebensächlichem Gebiet anrichtet...

Der Vater von »blackout«, Thomas Held, hat übrigens bereits in der Mittelschule als Regisseur begonnen, mit dem Studententheater hat er den »Dra-chenen« von Jevgenji Schwarz inszeniert. Außerdem ist er erfahrener Zürcher-Student-Mitarbeiter.

Der Co-Vater von »blackout«, sein Mitredaktor Hannes Meier, zeigt übrigens seine eigene Meinung nicht nur in »blackout«, wer hat seinen Russland- artikel im *z* noch nicht gelesen?

Junge Zeitschriften haben meist eine sehr kurze Lebenserwartung.

Doch »blackout« hat so mutig und selbstsicher-vorurteils begonnen, dass wir ihr alle Kraft wünschen, die es zum Überleben braucht. Wenn ihr sonst noch etwas fehlt, können wir ihr vielleicht sogar helfen. Tomi und Hans haben uns ja auch schon geholfen!

Viel Glück: Der *zürcher student*.

reissend. Glänzender Einfall: Die Bühnenbilder werden ins Spiel einbezogen. Hinter grossen Strohmatten kauern Leute, die Matten, die »Welte« erscheinen manchmal freundlich, manchmal abweisend, geben den Weg frei, türmen Hindernisse auf, öffnen den Raum oder bedrängen das junge Paar.

Wie ist eine solche Aufführung an einem Studententheater überhaupt möglich? Das Programmheft zeigt: Die Rumänen sind eine professionelle Bühne, die Darsteller haben eben die Schauspielschule abgeschlossen, der junge Regisseur hat schon zwei Inszenierungen am Staatstheater in Bukarest hinter sich. Studententheater? Ja und nein. Die meisten Schauspielschulen im Osten (und in den USA) geniessen Universitätstatus und sind deshalb »Studententheater«, weil sie einen Mittelschulabschluss voraussetzen und ihre Schüler nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch ausbilden, während bei uns die praktische Ausbildung streng von der »Theaterwissenschaft« getrennt wird, was zu beiderseitigen Missverständnissen führt. Deshalb ist es für ein schweizerisches Studententheater, für eine reine Amateurbühne, unmöglich, mit den Spitzensembles an einem internationalen Festival zu konkurrieren.

In der Diskussion wird das Problem »Oestliches Studententheater: Form - Westliches Studententheater: Inhalt« aufgeworfen. Ein Jugoslawe erklärt sehr dogmatisch, in den sozialistischen Ländern seien die Zustände so ideal, dass man auf Kritik verzichten könne, es sei deshalb erlaubt, sich auf rein formale Experimente zu beschränken. Unter Buh-Rufen verlässt er das Mikrophon. Tatsächlich fällt aber auf,

dass außer den Schweden und den Italienern niemand kritisches, engagiertes Theater gezeigt hat, die Freude am Spiel, am Gag herrscht vor.

Freitag

Langsam stellt sich auch der Körper auf den neuen Lebensrhythmus ein: Morgens von 6 bis 10 Uhr schlafen - vorher hat es gar keinen Sinn, zu Bett zu gehen, die diversen »Happeningsschlaf« nicht einmal den Gedanken an Schlaf aufkommen - dann Mittagessen, Diskussion, Aufführung, Diskussion, Nachessen, Aufführung, Klub usw. usw. Trotzdem macht sich die physische Erschöpfung langsam bemerkbar, die sich gegenseitig überlappenden Parties der Engländer und Schweden flauen ab, das Theater ist nur zur Hälfte besetzt. Die Aufführungen scheinen sich den allgemeinen Zerfallserscheinungen anzupassen: Die Berliner von der Freien Universität zeigen eine völlig missglückte Bühnenbearbeitung des Dürrenmatt-Hörspiels »Der Prozess um des Esels Schatten«. Das Publikum ist unruhig, lacht, schwatzt. Grund der Heiterkeit: die Berliner haben offenbar um das schlecht inszenierte und schlecht gespielte Stück schmacchhaft zu machen, einige nackte und halbnackte Mädchen als Episodenfiguren eingeführt, motiviert nur durch den Wunsch, mit möglichst viel Freuden nach Zagreb zu fahren. Das Publikum (und die Bühnenarbeiter) warten auf das Strip-tease... Aber soweit kommt es nicht, die Aufführung zerfällt immer mehr, am nächsten Tag in der Diskussion versuchen die Berliner nicht einmal sich zu verteidigen. Die Organisatoren merken die Absicht (Gratisferien in Zagreb!) und sind - mit Recht - verstimmmt, anderntags schrei-

ben die Zeitungen »...and will they please never come back«. Wieder einmal ist das Image der Bundesrepublik festgelegt.

Samstag/Sonntag

Schluss des Festivals, Preisverteilung, Enttäuschung bei den Russen und Jugoslawen: die ersten Preise gehen nach Bukarest und nach Stockholm. Am Sonntag: Ausflug zu einem Barocksenschloss in der Nähe der ungarischen Grenze, überall grosse Verbrüderungsseßen vor den Cars, man steigt ein, wo man will - nur die Russen haben sich »ihren« Wagen reserviert. Jörg und ich machen einen Vorstoss, ein Russe spricht Englisch, wir bitten ihn, mit einigen Kameraden in unsern Car zu kommen. Die Russen lehnen höflich ab, bieten uns Zigaretten an, aber keiner will zu kommen, obwohl sie zu zweit auf einem Platz sitzen müssen! Als die Motoren schon laufen, zwängt sich Jörg einfach in den abfahrenden russischen Car, und es gelingt ihm auf diesem Ausflug tatsächlich, mit den Russen, die jetzt plötzlich sehr gut Englisch und Französisch sprechen, ins Gespräch zu kommen. Es stellt sich heraus: die Leningrader erwarten, in Zagreb einen Preis zu gewinnen, sie sind enttäuscht, unsicher, glauben, das Publikum würde sie nicht verstehen, für sie, für Leningrad ist ihre Show Avantgardetheater. Das lange erwartete Gespräch kommt zustande.

Auf dem Schloss feiern wir Abschied, unsere Gruppe muss früher auf den Zug. Todmüde, aber glücklich und zufrieden verlassen wir Zagreb und haben nur einen Wunsch und ein Ziel - so gutes Theater zu spielen, dass wir so schnell wie möglich wieder hinfahren können.

Fortsetzung von Seite 13

nisch, die Szene gleicht oft einem Heldenkomik.

Jörg und Konstanze versuchen seit drei Tagen vergeblich, mit den Russen ins Gespräch zu kommen. Die Russen kapseln sich seit ihrer Ankunft in Zaire ab, die Gruppe erscheint geschlossen - zum Essen, im Theater, im Club. Wir sind gespannt auf die Diskussion, aber wir werden enttäuscht. Die »Gegner« der Aufführung, vor allem die Engländer und die Jugoslawen, kritisieren von Anfang an so hart und scharf, dass die Russen gar nicht anfangen,

sich zu verteidigen; sie schweigen einfache.

Viele interessante Fragen werden übergangen. Die Russen erwähnen, dass das Stück für sie ausgewiesen worden sei: Wer wählt die Stücke aus?

Donnerstag

Ovationen im Theater: die Gruppe aus Bukarest spielt: »I'm not the Eiffel Tower«, das Stück einer jungen rumänischen, eine einfache Liebesgeschichte zwischen zwei jungen Menschen. Die Rumänen spielen perfektes Theater, die beiden jungen Hauptdarsteller sind hin-

171.5

ANGELUS
BREITLING
BULOW-ACCUTRON
CERTINA
CORUM
ETERNA
FAVRE-LEUBA
GIRARD-PERREGAUX
GLYCINE & ALTUS
HENO
HEUER
IMHOFF
INTERNATIONAL
JAEGER-LE COULTRE
JUVENIA
LONGINES
LOOPING
LUXOR
MOVADO
ULYSSE NARDIN
PATEK PHILIPPE
JEAN PERRET
ROLEX
SECTICON
TUDOR
UNIVERSAL
ZENITH



Eine Uhr für Ihren Geschmack — eine Uhr für Ihre Ansprüche — eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht — die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.

Chronometrie BEYER

seit 1760 zeitbestimmend

Bahnhofstrasse 31, Zürich, Telefon (051) 25 88 60

Coiffeur E. Hotz

Zürich 1

Rindermarkt 19

Für Studenten
Ermäßigung
Haarschneiden
ausgenommen
am Samstag



Wir suchen ein Argument gegen das Stimmrecht von Mann und Frau

Warum? — Nun, gute Argumente für das Stimmrecht von Mann und Frau kennen wir. Genau so wie Sie, wie jedermann. Aber wir möchten endlich ein vernünftiges gegnerisches Argument kennenlernen. Nur ein einziges. Aber ein wirklich gutes, stichhaltiges, zeitgemäßes.

Darum wenden wir uns an Sie und Ihre Kommilitonen mit der Frage: Kennen Sie ein solches Argument? Wenn ja, dann lassen Sie es uns wissen — wir sind gespannt. Wenn nein, dann zählen wir auf Ihr Ja am 19./20. November — der Vernunft zuliebe.



19./20. November 1966:

Manne, s isch Zyt für es grosszügigs Ja!

Aktionskomitee Stimmrecht für Mann und Frau
St. Urbangasse 4, 8001 Zürich



Fluntern

Die Bank für Professoren,
Assistenten, Studenten
berät Sie in Ihren finanziellen
Problemen, wie

Kredit

für Praxiseröffnung,
Zahlungsverkehr mit In-
und Ausland, Kapitalanlage.



Lassen Sie sich von uns beraten.
Unser Verwalter H. P. Keller
steht zu Ihrer Verfügung.

Telefon 475747, bei der alten
Kirche Fluntern, Tram 6 und 5,
zu Fuss 5 Minuten ob
Kantonsspital.



Mangel an Sezierleichen einerseits, Hörsaalknappheit, Bildungsnotstand, Wohnprobleme, Studentenüberschüsse anderseits (Stockungen auf dem Heiratsmarkt), Rostständigkeit der Lehrmethoden — die verwirrende Flut ungelöster Hochschulprobleme lässt es nicht weiter zu, dass wir uns einer grundsätzlichen Frage entziehen: Ist die Weiterverschaffung des Rationalismus heute noch gerechtfertigt — hat die Logik ihre Daseinsberechtigung nicht längst eingebüßt? Ist es zulässig, dass sich ein ganzer Stab von Wissenschaftlern damit befassen, was ein eventueller Versuchsaufwand dem Mond tun muss, wenn er muss, wenn man bedenkt, dass es der Forschung

bis heute nicht gelungen ist, einen simplen Testatheftstempel zu entwickeln. Warum bleibt es der Wissenschaft bislang versagt, eine einschlägige Methode zur füssbadlosen Beförderung des Kaffees an den Mensatsch zu schaffen? Eingeweihen Kreisen ist es längst zur Gewissheit geworden: Uns fehlt eine Dimension. Als positive Humanistin (mit Herzensbildung) liegt es mir fern, mich in destruktiver Weise über die Besetzung junger, hoffnungsvoller Akademiker auszulassen, ich möchte vielmehr zeigen, wie verschiedenen Problemen schon mit geringfügigen Eingriffen zu Leibe gerückt werden kann. Wir regen an, in dieser Richtung weiter zu forschen.

Kleines Traktätlein seltsamer und appositior Kunststücke, welche

Susanna Heimgartner
zum
Vergnügen und Zeitvertreib
gewidmet.



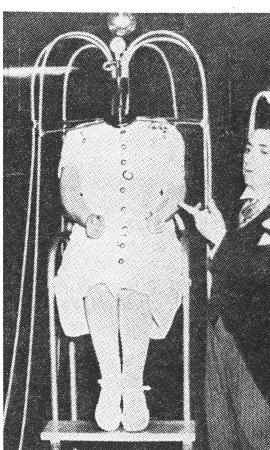
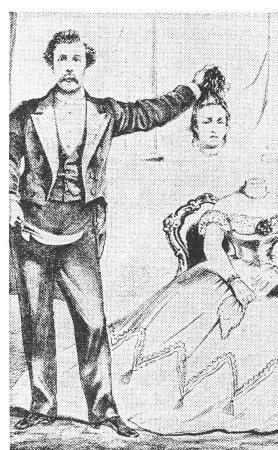
Wien,
gedruckt im Jahr 1774.



Qualifizierte Lehrkräfte

Alte Hüte gibt es an den Hochschulen in jeder Menge. Die Anschaffung einiger neuer Hüte aber würde es den Professoren ermöglichen, jederzeit aus dem vollen zu schöpfen. Grosszügige Spenden werden dankbar entgegengenommen.

Behebung von Examenschwierigkeiten



(Phase 1)

Kopflosigkeiten wird am besten vorgebeugt, indem Professor de Veres gefahrloser Kraft-angewandt wird.

(Phase 2)

Je nach den zu prüfenden Fächern wird eine varierbare Anzahl von schlauchförmigen Nährkanülen angeschlossen.



Mangel an Studentenbuden

Bald werden Tausende von Schlummermüttern brotlos sein: Diese neue Schlafmethode erlaubt es jedem Studenten, sich in unmittelbarer Nähe der Hochschulen niederzulassen. Die Schlafstäbe eignen sich vorzüglich für Camping und Gastzimmer. Je nachdem wird die Anschaffung eines Toasters (im Winter) sowie eines Schirmes empfohlen.



Unhörbarkeit der Professoren:

Verschiedene zeitgenössische Sänger legen die Vermutung nahe, dass sich Gehirn- und Stimmvolumen umgekehrt proportional zueinander verhalten. Es zeichnet folglich jeden Dozenten aus, wenn er sich nur flüstern an die Studenten wendet. Die Taubstummenausbildung kann den Studenten dank neuester Forschungsergebnisse erspart werden: Hörrohre sind bei der Zentralstelle schon für Fr. 27.50 erhältlich.



(Phase 3)

Ersatzköpfe können, je nach Prüfungsfach, sekundenschnell montiert werden. Zur Deponierung der Reserveköpfe stehen in der Garderothe entsprechende Fächer zur Verfügung. Bastelanleitungen können gegen Einsendung des abgestempelten Fip-Pop-Mitglieder-Ausweises und 15 Bea-Punkten bei der Redaktion bezogen werden. Diskreter Versand.

Wir fordern einen Lehrstuhl für Magie

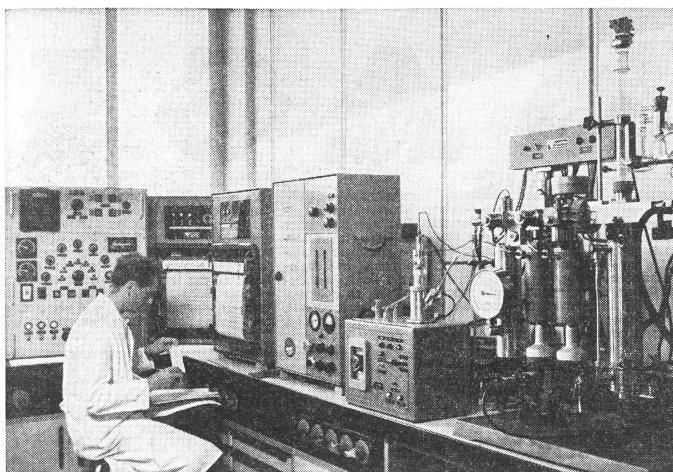
Warum die Jungen von der Politik fernbleiben

Je jünger der Jahrgang, umso geringer das Interesse an der Politik. Das ist eine statistisch erhärtete Durchschnittserfahrung. Natürlich gibt es auch aktiv Politisierende der jungen Generation, aber sie sind in der Minderzahl. Warum eigentlich? Eine erste, ganz simple Antwort lautet: Wegen der Alten! Wer sich das ganze Schulalter hindurch zuhause hat sagen lassen müssen, er sei ein Grünschnabel, der von nichts etwas verstehe oder: wenn die Alten nicht für ihn sorgen würden, wäre er zu bedauern usw., der wird wenig Lust verspüren, als frischgebackener Stimmünger mit diesen »Alten« in der Politik zusammenzuarbeiten. Die politische Abstinenz gewisser jüngerer Mitbürgen ist in vielen Fällen ein Erziehungsproblem. Das sollten sich Eltern und Pädagogen merken.

Wenn man mit jungen Leuten diskutiert, kommt bald ein Zweites zum Vorschein. Den Jungen passt die Art und Weise, wie die Alten häufig noch politisieren, ganz und gar nicht. In seinem Idealismus kann der Junge nicht verstehen, dass etwas, was sachlich richtig ist, aus politischen Gründen nicht möglich sein soll. Er versteht es z. B. nicht, warum die Eidgenossenschaft, weil die Universitäten der finanzschwächeren Kantone Bundeshilfe benötigen, gleich auch den reichen Kantonen noch Geld für ihre Hochschulen zuschliessen muss. Geld, notabene, das sie

vorher oder nachher in diesen reicheren Kantonen holt. Die junge Generation versteht es auch nicht, dass der Bau der schweizerischen Nationalstrassen so vor sich gehen muss, dass an allen Ecken und Enden unzusammenhängende Strassenabschnitte entstehen; die Fertigstellung grosser Durchgangsstrecken lässt aber Jahrzehntelang auf sich warten. Und dies offensichtlich aus »politischen« Gründen. Man kann scheinbar nicht in Liestal ein Stück Nationalstrasse bauen, wenn nicht Stans auch ein paar Kilometer bekommt. Ein System, zu dem allein andern noch ein sündhaftes Geld verschlingt.

Ein politisch unverdorbenes Gemüt hat auch Mühe zu begreifen, weshalb der Staat Beiträge zahlt, um den bescheidenen Mitbürgern eine billige Krankenversicherung zu ermöglichen, den



Wissenschaftliche Forschung und praktische Technik – in den Sulzer-Produkten sinnvoll verbunden

Ausgewählte Werkstoffe, materialgerechte Bearbeitung und hohe Genauigkeit der Teile ergeben beste Maschinen und Apparate. Wissenschaftlich überwachte Fabrikation verwirklicht den Fortschritt im hochstehenden Sulzer-Produkt.



Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich

SULZER

Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft
Winterthur

1112-1

Aerztebesucher

ist ein Beruf, der nicht im Blickfeld der Öffentlichkeit steht. Wir machen daher **jüngere Naturwissenschaftler** auf die Möglichkeit dieser Berufswahl aufmerksam.

Im Dienste eines schweizerischen Grossunternehmens der forschenden chemisch-pharmazeutischen Industrie können sich tüchtige Bewerber eine geachtete und leistungsfähige Lebensstelle aufbauen. Damen stehen grundsätzlich die gleichen Möglichkeiten offen.

Welches ist der Aufgabenbereich eines Aerztebesuchers?

Er vertritt als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Aussendienst seine Firma bei der Aerzteschaft und beim Apotheker. Der Aerztebesucher orientiert Arzt und Apotheker über die pharmazeutischen Präparate seiner Firma. Grundlage hierzu ist die weltweit erscheinende Fachliteratur. Gleichzeitig nimmt er Anregungen und Wünsche seiner Gesprächspartner entgegen. Diese werden einer eingehenden Bearbeitung durch die zuständigen internen Instanzen unterzogen. Er ist somit das informative Bindeglied zwischen Forschung und Praxis. Es wird jedem Mitarbeiter ein fest umschriebenes Gebiet zur dauernden Betreuung vertraut. Damit kann er sich bei entsprechender Leistung mit der Zeit ein Vertrauensverhältnis zur Kundschaft erarbeiten. Es handelt sich um eine intellektuell anspruchsvolle und abwechslungsreiche Tätigkeit. Viel Initiative und beste Umgangsformen sind unerlässlich. Auf die Dauer bestehen in diesem Beruf nur Herren und Damen, welche einer Aussendiensttätigkeit charakterlich ge-

wachsen sind und welche die Fähigkeit zu einem weitgehend selbständigen persönlichen Einsatz mitbringen.

Wie wird man Aerztebesucher?

Voraussetzung ist ein abgeschlossenes naturwissenschaftliches Studium. Vorgezogen werden Apotheker, Chemiker oder Mediziner. Die erforderliche zusätzliche Ausbildung erfolgt firmaintern. Unser medizinischer Informationsdienst betrachtet darüber hinaus die dauernde Fortbildung aller Mitarbeiter als eine der wichtigsten Grundlagen, welche eine Vertrauensbasis zwischen Hersteller und Vermittler moderner Arzneimittel begünstigt. Arzt und Apotheker müssen sich auf die wissenschaftliche Qualifikation des Aerztebesuchers verlassen können. Dank der Unterstützung durch eine vorzüglich dokumentierte Zentrale sind Mitarbeiter eines pharmazeutischen Grossunternehmens in der Lage, den gestellten Anforderungen in ganz besonderem Maße gerecht zu werden.

Wir bitten Bewerber, welche die genannten Voraussetzungen erfüllen, sich mit uns in Verbindung zu setzen. Den Offerten ist ein lückenloser Lebenslauf, eine Handschriftprobe und ein neueres Lichtbild beizulegen. Alle Zuschriften werden speditiv behandelt. Berücksichtigt werden Schweizer Bürger deutscher, französischer oder italienischer Muttersprache. Die Kenntnis einer weiteren Landessprache ist erwünscht.

Offerten sind erbeten an die Personalabteilung der CIBA Aktiengesellschaft, 4000 Basel

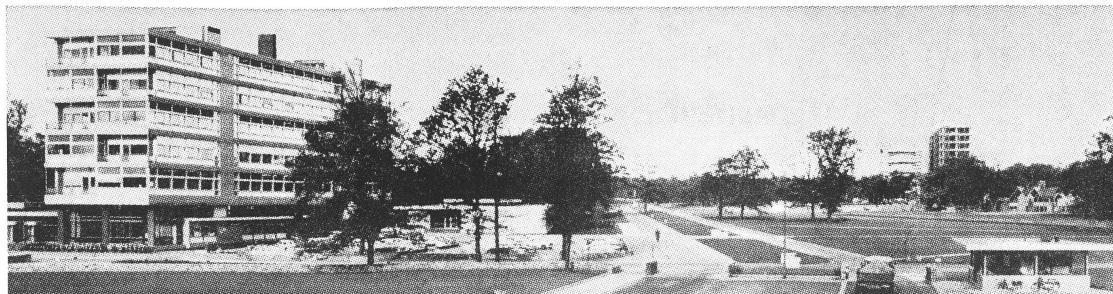
A

B

I

C

Die technische Hochschule **TWENTE** (Holland)



Blick auf das Verwaltungsgebäude.

Das Wesentliche einer Campushochschule liegt in der Integration von Forschung, Unterricht, Verwaltung, Studium und Studentenleben, die eine echte Begegnung der Glieder verschiedener Generationen fördern soll, damit die Hochschule ihre Aufgabe so gut wie möglich erfüllen kann.

Nicht nur in den Hörsälen, Praktika und Prüfungen werden Studenten und Dozenten miteinander sprechen, sondern auch auf dem Tennisplatz, in der Mensa, und durch zahllose andere Institutionen, sowohl kulturelle als auch sportliche, werden sie einander kennenlernen.

Auch die Dozenten helfen dabei aktiv mit. Es wohnen übrigens sogar verschiedene Professoren und Assistenten auf dem Campus. Die Wohnungen dieser Tutores liegen in solcher Entfernung von den Studentenhäusern, dass zwangsläufig Kontakte zustande kommen können, wenn das Bedürfnis dazu besteht. Sämtliche Studenten wohnen wenigstens während des ersten und zweiten Studienjahrs auf dem Campus. Fahrstudenten werden nur höchstens ausnahmsweise aufgenommen. Für ältere Studenten besteht die Möglichkeit, auf dem Campus wohnen zu bleiben. So werden wiederum Kontakte zwischen älteren und jüngeren Kommilitonen und zwischen Studenten und Dozenten gefördert, die Studenten erlangen gesellschaftliche Gewandtheit durch das Leben in einer Gemeinschaft, die die Verantwortung eines jeden verlangt.

Der Campus ist irgendwo im Grünen, eine gegen aussen fast abgeschlossene, in sich vollständige »Studienstadt«, in der nichts als geforscht, gelehrt und gelernt wird. Er ist in Europa noch immer ein Experiment, auf das man sich in Holland mit ungeheurem Optimismus innerst kürzester Zeit einlässt. Eine falsche Weiche im Aufbau des Verhältnisses von Lehrer und Schüler, von Forschung und Lehre, von Studium und Vergnügen kann die mutige Einrichtung zu einem Fehlenschlag ohnegleichen werden lassen. Ein fast international abgeschlossenes System gibt auf doppelter Ebene Probleme auf:

- Ist ein Studium möglich, wo von aussen fast keine Anregungen kommen?

- Ist ein menschlich angenehmes Zusammenleben möglich, wenn man immer die gleichen Gesichter bei ihren gleichen Beschäftigungen sieht?

Soziale und fachliche Probleme zugleich also erwarten ihre Lösung. In Twente ist man zuversichtlich: Man glaubt, die Nachteile so steuern zu können, dass sie durchwegs als Vorteile erscheinen. Man sucht es einzum-

richten, dass durch das Wohnen auf dem Campus günstige Bedingungen für intensives Studium und aktive Teilnahme am Studentenleben für alle Studenten geschaffen werden.

Die gesellschaftliche Struktur

Es wird grösste Rücksicht genommen auf die individuelle Freiheit der Studenten. Schon architektonisch wurde versucht, alles zu vermeiden, was einer Vermassung entgegenführen könnte. Eine wohlhabende Organisation bemüht sich um die menschlichen Kontakte:

- Ein Campusrat von fünf Studenten, einem Dozenten und zwei Vertretern des Personals zieht die Studentenschaft in grossem Mass zur Mitverantwortung bei. Seine Kompetenz ist gross.
- Verschiedene diesem Campusrat unterstellt Kommissionen sind für konkrete Aufgaben engagiert: Wohnungswesen, Mensa, Kultur und Sport, alles wird von Kommissionen bearbeitet. Dazu kommen die üblichen Studentenverbände.

Auf diese Weise konnten im ersten Jahr ca. 130 von den 220 eingeschriebenen Studenten in die Mitarbeit an der Campusverwaltung eingespannt werden.

- Um eine Verbindung der Studenten zum Senat zu schaffen, wurde ein »Campusdekan« eingesetzt. Seine Aufgabe ist es, zwischen Lehrer und Schülern Spannungen zu vermeiden. Er ist ausserdem verantwortlich für die Verbindung mit Instanzen außerhalb der Hochschule.
- Der religiösen Betreuung wird grosse Bedeutung beigemessen. In einer Gesprächsgruppe, die sich damit beschäftigt, hat man nach einer Regelung der religiösen Arbeit gesucht, bei der alle religiösen Gruppen zusammenarbeiten könnten. Das hat zum Entschluss der römisch-katholischen Kirche, der protestantischen Kirchen und des humanistischen Verbandes geführt, ein zentral gelegenes Gebäude zum gemeinschaftlichen religiösen Zentrum auszubauen. Keine selbstverständliche Massnahme, wenn man sich die noch immer scharfen religiösen Gegensätze Hollands vor Augen hält!

Ein weiteres Problem, zu dessen Lösung der Campus selbst sehr wenig beitragen kann, ist das der Mädchen. Da es für die Mädchen aus der näheren Umgebung der Hochschule fast keine Möglichkeiten für Weiterbildung an einer Mittelschule gibt, fehlt einfach der Nachwuchs. Es stellt sich also die Aufgabe, die Spannungen in einer Ge-

meinschaft von jungen Männern, die sich aus dem Fehlen des koedukativen Elements ergeben, irgendwie anders zu lösen.

Um die Kontrolle über die Zahl der Studenten und ihr Niveau zu gewährleisten, wurde ein Numerus fixus von Jahr zu Jahr festgesetzt. Ausserdem hat der Campusrat (mit mehrheitlich studentischen Vertretern!) die Kompetenz, Kommilitonen, die ihnen für Campusebene ungeeignet erscheinen, auszuschliessen.

Um allenfalls auftretende Schwierigkeiten möglichst zu vermeiden, entschloss man sich, solange die TH auf nationaler Ebene noch im Entwicklungsstadium steht, das Experiment nicht durch die Zulassung ausländischer Studenten zu erschweren. Ob allerdings nicht von Ausländern ein positiver Wind zu erwarten gewesen wäre, bleibe dahingestellt.

All diese Massnahmen zielen darauf hin, von oben her eine möglichst breite Kommunikationsbasis zu organisieren. Dazu soll der architektonische Aufbau des Systems eine Fühlungnahme untereinander erleichtern: So ist die Mensa möglichst grosszügig angelegt. Auch hier wurde jeder Massenbetrieb vermieden. Beim Essen, beim gemütlichen Kaffee mit Rauchen der Erholungspause ist Zeit für Gespräche, für Unterhaltung und besseres Sichkennenlernen. Die Tische sind gedeckt, und das Essen wird auf Platten verteilt. Es entsteht der Eindruck einer familiären Atmosphäre. So wird die Mahlzeit ein Anlass zu Geselligkeit. Da die Gesellschaftsräume, die unmittelbar an die Mensa anschliessen, entsteht so ein Zentrum für Ablenkung und soziale Aktivität.

Damit der Student nicht zum sorglos dahintrümenden, gepflegten Schüler wird, muss er selbst für sein Frühstück sorgen.

Man kann nun bereits erste Erfahrungen auswerten. Die Bereitschaft der niederländischen Studentenwelt, konstruktiv mitzudenken und mitzuarbeiten, ist ermutigend. Die Studenten verhalten sich zwar gegenüber den Gedanken der persönlichen Beziehung zu Mitgliedern des Mitarbeiterstabes der Hochschule noch zurückhaltend. Trotzdem nahm das Studentenleben sehr rasch grosse Formen an; vor allem entwickelten sich die verschiedenen Sportclubs sehr rasch.

Der Studienbetrieb

Das erste Studienjahr an der TH Twente ist für alle Studenten gleich aufgebaut. Es wird mit einem Vor-

diplom abgeschlossen. Nach diesem Jahr stehen folgende drei Richtungen offen: Maschinenbau, Chemie oder Elektrotechnik. Vor dem zweiten Jahr soll eine Praxis in der entsprechenden Industrie absolviert werden.

Nach dem zweiten Studienjahr ist ein zweites Vordiplom abzulegen. Neben Vorlesungen sind selbstverständlich noch Praktika und Übungen zu besu-

fen etwa 25% durch. Vier Studenten bekamen die Empfehlung, das Studium abzubrechen, und sieben Studenten durften sich nicht mehr für ein weiteres Semester an der TH Twente einschreiben. 210 Studenten schrieben sich ein für das zweite Jahr. Nur 6% der Erstjährstudenten gaben ihr Studium auf. Die Studenten mit schlechtem Studienergebnis sprachen sich im Laufe

DIE ANDERE HOCHSCHULE

Die Niederlande, ein Land mit zwölf Millionen Einwohnern, zählt sechs Universitäten, drei ökonomische und drei technische Hochschulen. Die neueste technische Hochschule ist die C.T.H. von Twente in Drienerlo (in der Umgebung der Stadt Enschede im Osten des Landes). Diejenigen von Delft und Eindhoven sind Hochschulen wie unsere auch, die neue Hochschule Twente dagegen ist eine sogenannte Caampus hochschule. Im April 1961 wurde die Kommission zur Gründung der neuen Hochschule ins Leben gerufen, und am 14. September 1964 eröffnete die Königin der Niederlande diese erste Campushochschule in Holland.

chen. Studenten des zweiten Jahres helfen während einiger Wochen den neuen Studenten bei der Erledigung dieser Aufgaben. Dies alles geschieht nach Rücksprache mit dem betreffenden Dozenten. Hier zeigt sich die oben erwähnte Integration zwischen Studenten und Professoren am deutlichsten.

Das Campussystem hat schon einige Vorteile gezeigt. Durch den Kontakt zwischen Studenten und Professoren wird das Studium intensiver und dadurch zeitlich gekürzt. Ungenügend begabte Studierende fallen rascher auf und werden automatisch früher ihr Studium abbrechen müssen. Das Wohnen auf dem Areal der Hochschule verkürzt das Studium um die Zeit der sonst erforderlichen Fahrten vom Wohnort zur Uni und zurück.

Man hat bereits die ersten Erfolgsresultate: Von ungefähr zweihundert Kandidaten für das erste Vordiplom

des Jahres mit ihrem Mentor-Professor aus. Auch die Prüfungskommission nahm mit ihnen Kontakt auf.

In den Niederlanden ist man mit dem Experiment sehr zufrieden. Nach den ersten zwei Jahren und Schuljahren glaubt man schon genügend Erfahrungen gemacht zu haben, um sich mit der Erweiterung zu befassen.

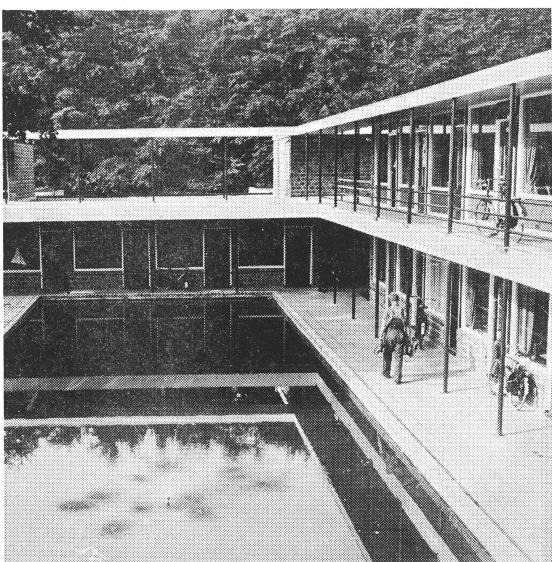
★

Es ist zu erwarten, dass diese Campushochschule eine wichtige Stellung einnehmen wird unter den anderen europäischen technischen Hochschulen.

M. Rubens, P.I., Schreiten

Literatur: THT als Campushochschule, hg. durch die TH Vifj ja Th Twente, Dr. Merkelyn. De lotgevallen der THT in zijn eerste cursusjaar 1964-65, Rektor magnificus Prof. Dr. G. Berkhoff.

Studentenwohnungen mit Patio.



Die Mensa im heimeligen »Bauernhausstil«.



Stud. phil. I Max Frisch

Wir haben berühmte Leute als Redaktionsvorfahre im ZS. Nicht dass wir selbstgefällig unsern zukünftigen Ruhm daraus folgern wollten! Das nicht. Aber wir finden es amüsant, mit tief verehrten amerikanischen Größen von ferne auf Du zu stehen und ihre ersten Gehversuche dabei kameradschaftlich kritisieren zu können. Auf diese Weise begrüßen wir Stud. phil. I Max Frisch. Er war zur Zeit der Wirtschaftskrise und während des Aufstiegs der NSDAP Student. Seine ganz persönlichen Probleme in einer uns Kriegs- und Nachkriegskinder so fremden Atmosphäre sind Themen seiner ersten kleinen Beiträge im ZS. Zeitdokumente also, nur für den Historiker und Literaten interessant? Zum Teil bestimmt. Wenn er Post erwartet, kümmert uns das wirklich nur ganz nebenbei. Es ist zu privat: ein Germanist macht Studien, ein zugegebener sehr ehrlicher Germanist gibt seine jugendlichen Schwächen preis vor seinen Kommilitonen. Auch wieviel er oder sein Kamerad verdient ist uns egal: Man weiß ja, Geld ist im Wert gefallen, vergleichen kann man also doch nicht. Hin und wieder aber blitzt aus den unheimlich düsteren zeitgeschichtlichen Genrebildchen eine Perle auf: So echtes »Studentesteink, so gütig formuliert, dass man unwillkürlich glauben muss, selbst den selben Satz längst genau so gesagt zu haben.

Werkstudent

Zürcher Student 7, Dezember 1933

»Noch heute abend, Peter, sollst du sehen, dass du einen Denkfehler machst, wenn du uns beurteilst! Mit eigenen Augen sehen, dass unser Student nicht jener sinnende Jüngling ist, der zwischen den Sternen lebt und nie-derblickend diese Welt bedenkt! Sonder Werkstudenten, die drinstehen im Strom dieses Lebens und sich kämpfend über Wasser halten! Also bitte: setze dich, bis ich meine Schuhe abgerieben habe. Und dann aber los!«

»Beurteile ich, lieber Heller? Was ich im Stiegenhaus gesagt habe? Ich begreife nicht, dass gerade die Hochschuljugend, mit ihrem Vorrecht auf kritische Haltung, sich mitreissen liess von einer Bewegung, die viel dem Herzen und wenig dem Denken gab.«

»Denken? Und ich sage nochmals: Zum Denken braucht du Musse, mein Lieber, zum Musse brauchst du Geld. Und das ist der Anfang und das Ende vom Lied, das du nicht kennst, weil du aus einem Lande kommst!«

»Heller: Es ist noch keine Träumerei, wenn man unser Dasein in etwas ewigeren Zusammenhängen schaut als blass in wirtschaftlichen. Du sagst: wirtschaftliche Not einer Hochschuljugend. Ich sage: Dazu haben wir wohl den Geist, damit wir nicht verzweifeln in solchen kleinen Wirklichkeiten, Heller, sondern aus diesen vergänglichen Wirklichkeiten etwas ablesen, was wir dann eine Wahrheit nennen. Also etwas, das vielleicht länger dauert und uns dadurch hinwegtröstet über dieses Vergehen ringsum, dem wir umso restloser verfallen, wenn wir blass im Alltag und seinen vergänglichen Wirklichkeiten gelebt haben.«

»Freund!«

»Warum schlägst du mir die Schulter ein?«

»Nun sagst du es selber so richtig: ablesen aus den Wirklichkeiten! Dazu wäre es wohl gut, wenn man vorerst um diese Wirklichkeiten weiss, was?«

»Du rauchst übrigens?«

»Suche nicht vergebens nach Stühlen, für meine Empfänge genügend Fensterbrett und Bettrand. Aber selbstverständlich ruhrt der Heller, wenn angeboten wird! Und was bestaunt du meine Wände?«

»Wie in der Sixtinischen, blass unverständlicher.«

»Unverständlicher? Einfache Grundrisse. Und zwar für ein Baugeschäft, das vielleicht schon Pleite gemacht hat, ehe meine Arbeiten getrocknet sind! Wenn einer eine Nacht durchzeichnet: zehn Kronen, mein Lieber!«

»Etwa anderthalb Schweizerfranken?«

»Aber bitte: Hellers haben auch richtigen Wandtschmuck! Gerade darunter, wenn du dort aufhest: eine Photo vom Sommer, wo ich in einer Ziegelreihe handelte. Zehn Stunden im Tag und ein Vierteljahr lang: dafür aber drei Mahlzeiten jeden Tag. Und der Rest fürs Semestergeld in diesem Winter!«

»Und nun machst du endlich deinen Doktor?«

»Aber dieser tröstliche Dusel von einem gewissen Alltagsheldentum, wenn man als Handlanger und Planzeichner seine Bildung erkämpft: auch diese gute Zeit ist alt, Peter, da es meinesgleichen so viele gibt und jeder wieder billiger arbeitet. Denächst melde ich mich als Briefbeschwerer. Und jetzt ersetze mir einen Spiegel, Peter: bin ich unverstehbar?«

»Warum bist du eigentlich nicht schon längst Doktor mit deinen Jahren?«

»Gehn wir!«

★

»Und darum sind wir hierhergegangen, Peter, damit du begreifst, was die-

ses Doppelbelben bedeutet! Und wie ich dir schon in der Strassenbahn sagte: Man hält es nicht durch! Am Tag ein Bildungsjünger und nachts ein Brotverdiener: dein stählerner Vorsatz wird gebogen, wenn dich dein eigener Körper überfällt und dir die Gefolgschaft weigert, so dass das eine oder das andere ausgeschaltet werden muss! Weinst du jetzt? Also bitte: sage mir, Peter, wie du das Leben ausschaltest, auch blass eine Woche lang, wenn du es nicht für ewig ausgeschaltet haben willst! Manche tun es. Aber so ist es zwangsläufig aus dem Studium, was dann zu kurz kommt. Und so fallen deine Seester auf. Und so wird man älter.«

»Zweimal schwarzen Kaffee, bitte!«

»Also wie alt schätzt du diesen Hennings? Diese Jungen, der mittmacht in der Jazzband und einen richtigen Smoking trägt, als gehörte er ihm? Aber nun: wie alt schätzt du diesen Hennings?«

»Und dann geht er morgens in seine Vorlesung um acht Uhr, wenn er bis ein Uhr hier sitzt?«

»Meistens.«

»Etwa neunzehnjährig? Bestimmt noch in einem Alter, da man den Willen zur Leistung besitzt und das Vertrauen, dass man seinen Lebenslauf gestalten werde. Das verraten seine Augen. Und siehst du, dann ist er plötzlich fünfundzwanzig: weder Berufstätig noch Hochschüler, sondern Gelegenheitsarbeiter mit Bildungsansätzen! Zugleich aber kommen die Jahre, wo seine Jugendlichkeit aussetzt mit ihrer unerschöpflichen Hoffnungskraft. Ich meine: wo die Gefahr des Verzerrungs naht, heimlich und meistens erst erkennbar, wenn das Opfer schon gelähmt ist. Diese alte Geschichte, wenn man ein Dichter werden wollte, zwischenhinein mit Reklameversen verdiene und dann für den Rest seines Lebens stehen bleibt als Lyriker im Inserenteil! Oder so. Und ich finde, dass diese Lebensläufe noch so wenig sagen über die Fähigkeiten, die ein Mensch mitbrachte. Entscheidender ist vielleicht jener Vorrat an Hoffnungen, den er aus seiner Jugendlichkeit herüberträgt oder nicht. Denn ich kenne genug Menschen mit überdurchschnittlichen Fähigkeiten, aber mit diesem verhängnisvollen Lächeln, wenn sie verlegen und müde verratet, was sie einst hätten werden wollen. Zwischen Zwanzig und Dreißig geschah es. Man sagte immer: Ich will! Und dann lächelt man plötzlich: Ich möchte! Das ist der Knacks, Heller, das ist der Verzicht, wenn man Fähigkeiten verwelken lässt. Aus einer Jugendmündigkeit, die man für Erwachsenensein hält. Oder nicht?«

»Du meinst einfach die bekannte Gefahr, dass der Werkstudent ableitet in seine Nebenschäftigung, dass er sozusagen sein ganzes Dasein als Nebenschäftigung verspielt. Kommt vor, Peter, kommt aber auch anderes vor.«

»Nämlich?«

»Ich habe mich neulich mit Hitlerstudien beschäftigt.«

»Also bitte: aufstellen, aufstellen!«

Max Frisch, phil. I

Ich erwarte Post Zürcher Student 4, Juli 1932

Plötzlich ertappte ich mich, wie ich wieder um den Schreibtisch herumrennen wie eine frisch aufgezogene Spielwarenlokomotive. Da sticht mir der Gedanke ins Hirn: wenn mich diese Personen sehen würden, wie ich den ganzen Vormittag noch nichts anderes getan habe, als auf ihren Antwortbrief zu warten... Ich bleibe stehen. Die soll sich doch nichts einbilden! Ganz gleichgültig bin ich. Ganz ruhig setze ich mich auf den Fensterbrett und pfeife ein Adagio; alle Passanten können es bezeugen. Ganz gelassen mache ich Manicure. Ganz, ganz gelassen; als würde mir die Schreiberin durch die

Wände hindurch zusehen. Die soll sich ja nichts einbilden!

Es klingelt.

Nein, ich habe tatsächlich keine Lust, wieder an den Briefkasten hinunterzutürmen, nur weil mir da draussen ein Radfahrer etwas vorgeblümmt hat. Kann sein, es ist das Telefon im Nachbarhaus. Kurzum: es bringt mich weder aus der Manicure noch aus dem Adagio.

Es klingelt aber regelrecht!

Und dann stehe ich vor dem Bäckerjungen, der mich verblüfft anglotzt, dass ich wegen ihm durch die ganze Wohnung gerannt komme. So blitzartig

»Wir wollen unseren Kaffee bezahlen.«

»Und das sei nicht die Hauptgefahr, dass ein Junge seine Träume vergisst, weil er aufs Schlagzeug aufpassen muss? Und dass er in diese Alltäglichkeit versinkt und seine vergessenen Fähigkeiten inzwischen absterben, während er seinen Leib am Leben erhält, indem er an diesem Schlagzeug sitzt und vielleicht sitzen bleibt?«

»Gehen wir!«

★

»Und woher haben Sie bloss diese Foto, Peter?«

»Er erzählte mir von Ihnen, ein gewisser Lothar, als wir neulich zusammengegangen, und zeigte mir dann dieses Fotos, das Sie sich in diesem Sommer gebaut hätten.«

»Sozusagen aus nichts, wissen Sie, sozusagen eine Robinsonade am Donaustrand. Und eigentlich blass, um einmal etwas zu tun. Denn gewohnt haben wir nicht drinnen, da wir doch immer zur Stadt mussten zum Abstempen. Aber der Sommer geht. Man sportelt, man schwimmt, und es versimpelt sich alles angenehmer als im Winter. Das ist schon ekelhaft, wenn man keine Heizung hat und dann den ganzen Tag im Bett liegt, wenn meine Kameraden kommen und auch ins Bett schlüpfen, wenn wir Schach spielen und uns neue Partner suchen auf dem Arbeitslosenamt. Denn das Bücherelesen mache ich nicht mehr mit; erstens kostet es monatlich einen Schilling, und zweitens ödet es mich, wenn man über Rand immer die vollkommene Sinnlosigkeit seines Tuns sieht.«

»Similosigkeit?«

»Ich will Ihnen was sagen!«

»Natürlich versteh ich, was es bedeutet, wenn Sie seit soundso vielen Jahren Doktor sind und noch niemals Ihren Beruf haben ausüben können. Und was es heißt, wenn Sie als Werkstudent kämpfen auf ein Ziel vorgesetzten sind, das inzwischen kein Ziel mehr ist, sondern einfach ins Leere verläuft: in Arbeitslos! Und dass Sie natürlich nicht weiterlernen ins Uferlose hinein! Verstehe ich alles, aber trotzdem: Man darf nicht den Glauben verlieren an einen Sinn, Kellermann, man darf deswegen nicht seine sittliche Haltung sinken lassen, wenn die verschieferische Verzweiflung noch so hartnäckig ist! Man darf nicht! Denn schau: Das erfolglose Leben, wenn es blass aus gedanklicher Leistung bestand und nie-mals umgesetzt werden konnte in Wirklichkeiten, niemals kundgemacht werden konnte, hat seinen Sinn, Kellermann! Und wenn dieses Denken nicht einmal wörtlichen Ausdruck gefunden hat, so dass es keinem Mitmenschen weitergegeben werden konnte, der es in Liebe bewahrt hätte; sondern wenn es mit seinem Schöpfer lautlos lebte und lautlos starb: ein selbstgeborner Gedanke, der gross und rein und schön ist, Kellermann, wird jedenfalls, bis fast kein Tabak mehr in diesem Papierröhren ist. Und dann klemme ich sie, nachdem sie mir zweimal auf



Stud. phil. I Max Frisch.

werden ihm anderswo die Türen nicht auferissen. Ich aber bedanke mich für das tägliche Brot und ziehe mich zurück.

Mein männlicher Ich spricht: Kindskopf. Da protestiere ich: Nein, ich bin durchaus nicht nervös; das röhrt mich doch nicht, ob sie mir antwortet oder nicht. Und um mir selber meine innere Ruhe, meine tiefe Gleichtuglichkeit zu demonstriren, sehe ich mich gründlich, zu einer Zigarette greifen. Ich klopfe sie ganz ruhig, bis fast kein Tabak mehr in diesem Papierröhren ist. Und dann klemme ich sie, nachdem sie mir zweimal auf

den Teppich fiel, ein drittes Mal mit unverminderter Nonchalance zwischen die Lippen. Jetzt tue ich einen langen, langen Zug, worauf mein Zeigefinger gelassen die Asche wegkipft, die sich noch gar nicht gebildet hat.

Es klingelt.

Auf Befehl meines männlicheren Ichs erledige ich mit dem Aufwand grösster Ruhe einen zweiten und ebenso langen Zug. Dabei denke ich: das Brot ist da, Besuch habe ich nicht zu erwarten, Geld auch nicht – es muss ein Brief sein. Der Brief!

Aber wie ich die Zigarette durchs Fenster gespuckt habe und durch den Korridor hüpfte, begegnet mir wieder mein männlicher Ich und spricht: Haltung! Und so schwenke ich ganz gemächlich, bevor ich mir den Antwortbrief heraushole, zuerst noch dorthin, wohin auch die Kaiser selber gehen mussten. Denn, sagt mein männlicher Ich, die Schreiberin soll sich ja nicht einbilden, dass ich mich auf ihre Antwort stürze.

Nachher im Treppenhaus: Zeitlupenschriften mit selbstgepfließter Adagiobegleitung. Auch als sich das Briefkastenschlüsselloch sechsmal so eng erwies, verliere ich nicht im geringsten die Ruhe, werde nicht im geringsten nervös, so dass sich die Schreiberin etwa irgendwas einbilden könnte; sondern ich nehme ganz gelassen zum siebten Mal statt des Wohnungsschlüssels den richtigen Schlüssel, mit dem ich nun ganz gemächlich...«

Rasch flüstert mir noch einmal mein männlicher Ich: Auch wenn nichts drinnen ist – Haltung! Aber ich lache; denn ich weiß ja, es sagt mir das nur, damit ich umso überraschter bin, wenn eben doch etwas drinnen ist.

... mit dem ich nun ganz gemächlich das Kästchen öffne.

Das ist ja mein eigener Brief? Unbekannt? Adresse unbekannt? Hat sie mir eine falsche Adresse aufgebunden?

... mit dem ich nun ganz gemächlich das Kästchen wieder schliesse.

Nachher im Treppenhaus: Zeitlupenschriften mit selbstgepfließter Adagiobegleitung.

Max Frisch, phil. I

Was bin ich? Zürcher Student 10, April 1932

Ich denke mir, dass jeder Student, ob er nun sicheres Studiengeld hat oder nicht, dann und wann von dem Gedanken überfallen wird: wenn ich heute mein Studium abbrechen müsste? Und seinem Wesen entsprechend wird er sich mit dieser Frage befassen. Die einen benützen solcher Gedanken, um ihre Phantasie anzukurbeln; sie malen dann aus, was sie in dieser Lage anfangen würden. Andere werden diese Frage als Spiegel verwenden: was bin ich heute? Wenn es mich heute mitten aus meinem Studium herausreissen würde, wenn es mich brotlos und beziehungslos ins Leben schleudern würde – was bin ich?

Manchmal habe ich mit diesem Gedanken gerungen, manchmal auch nur getandelt. Und wenn man ihn nicht mehr aushält, legt man ihn weg. Jetzt kann ich das nicht mehr. Jetzt stehe ich tatsächlich mittellos in diesem Leben, das ich bis gestern erst aus der Literatur kannte.

Wie und wo ich mich schlecht und recht durchzuschlagen versuche, das ist für Aussenstehende eine gleichgültige Sache. Aber wenn einer so hier steht, einundzwanzig, brotlos und mit einem halben Studium als einzigen Besitz – jetzt wird eine Frage schreidend und unheimlich laut: was bin ich? Und es scheint mir eine Frage zu sein, die über das private Elend hinausreicht, die jeden Studenten mehr oder minder kümmert. Denn schliesslich muss sich doch jeder einmal an diesem Leben messen.

Man heisst es das wirkliche Leben, wohin es mich gestellt hat. Als Gedanken und Gefühle weniger wirklich wären als Taten. Aber sie sind hier ungünstiger geworden. Oft bedeuten meine Hoffnungen und Ansprüche lächerliche Überheblichkeiten und noch am selben Vormittag ebenso lächerliche Minderwertigkeiten. Man weiß nicht einmal mehr, was man hoffen darf. Diese Unsicherheit ist das Aufreibende.

Einerseits muss man gestehen, dass ein jeder Laufbursche in einem derartigen Leben überleben ist. Denn je ärmer einer ist an Denken und Empfinden, umso unverwundeter bleibt er hier. Und Wunden werden nicht honoriert. Man muss gestehen, dass einem Siebzehnjährige in den Fähigkeiten, nach denen hier gefragt wird, eindeutig

Fortsetzung auf Seite 23

finger zeig

Max Frischs Töchterchen (17) Charlotte ist nun auch schon literarisch tätig: In der neuen Theaterzeitschrift «blackout» (siehe Geburtsanzeige S. 14) schildert sie ihre Eindrücke eines Stückes in Zagreb.



SCHWEIZERISCHER ZOFINGERVEREIN
Zofingia Zürich

EINLADUNG

Am Freitag, den 25. November 1966, spricht

Herr Oberstkorpskommandant A. Ernst
in der Aula der Universität Zürich über

»Die Befugnisse der Bundesversammlung auf dem Gebiete der militärischen Landesverteidigung«

Beginn dieses öffentlichen Vortrages um 19.30 Uhr

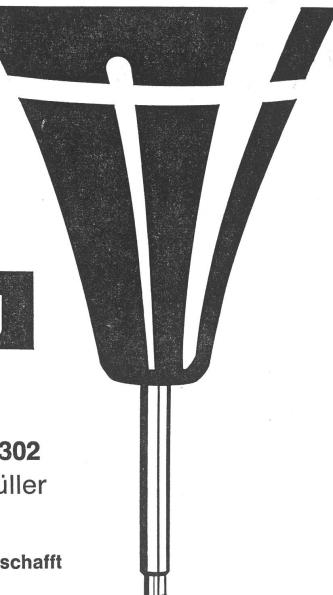
Für die Kommission:
Casper Hauri X

NEU:

Wir offerieren:

die erste

rOtring



VARIANTSPITZE

0,1 mm nach VSM 10 302
im Röhrchen-Tuschefüller

Was bisher unmöglich war –
wir haben es geschafft

Mit der »rotring« 0,1 mm VARIANT bieten wir Ihnen den höchsten Grad der Feinheit im Röhrchen-Tuschefüller. Damit haben Sie im System VARIANT das vollständige Programm aller Liniedicken von 0,1 bis 1,2 mm nach VSM 10 302.

Ebenso leicht und sauber wie mit unseren Tuschefüllern 0,2 bis 1,2 mm zeichnen Sie jetzt auch mit der Liniendicke 0,1 mm.

VARIANT-Zeichengeräte sind im Fachhandel einzeln oder in Sets zu 3, 4 und 8 Elementen erhältlich.

GENERALVERTRETUNG: KAEGI AG, Hermetschloosstrasse 77, 8048 Zürich,
Telephon (051) 62 52 11

Studentenbuchhandlung der Naturwissenschaften E. WURZEL

jetzt neben der Zentralbibliothek,
an der Mühlegasse 19, Tel. 32 14 80

Unser Spezialgebiet ist

Evangelische Theologie

Sie finden uns in nächster Nähe an der
Schiffände 24 und an der Badenerstrasse 69
Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich



Mit «Super 8» –
Filmen leicht
gemacht

Super 8-Filmkamera, «ASTRAL 707»
für Kodapak-Kassetten, mit vollautomatischem Belichtungs-
messer, elektrischem Filmtransport (18 Bilder pro Sekunde),
eingebautem Filter, Warnsignal im Sucher,
inklusive Tasche

139.–

MIGROS

Erhältlich in den MIGROS-Märkten:
Limmatplatz, Bahnhof Oerlikon,
Stadelhofen, Löwenstrasse,
Seebach

wissenschaft und forschung

Victor, das Wildkind

Jean Itard: »Victor, das Wildkind vom Aveyron«

Einleitung und Nachwort von Prof. Dr. Jakob Lutz, Alt-Prof. der Uni Zürich, Rotapfel-Verlag Zürich und Stuttgart
Wer sich einigermaßen klar darüber ist, wieviel ein junges Menschenkind an Pflege, Schutz und Betreuung zu Erhaltung und Wachstum braucht, in dem steigt ein grosses Staunen über die Tatsache der Wildkinder auf, jener Wesen, die sich seit früher Kindheit ohne sorgende Obhut in menschenleeren Gegenden durchsetzen konnten.

Ebenso deutlich wird uns zum Bewusstsein gebracht, wie ungeheuer viel der einzelne der Erziehung und dem menschlichen Umgang verdankt, sind doch aufgefundene Wildkinder fast tierähnlich. Prof. Lutz: »Der Zustand aller Wildkinder kann nur äusserlich mit dem eines Tieres verglichen werden. Ihr tierähnliches Verhalten ist wie über sie gestülpt, ist nicht ihr Eigenwesen.«

Es ist sehr begrüssenswert, dass die Berichte über die fünfjährigen Beobachtungen um das Wildkind vom Aveyron von Jean Itard (1774-1838) in deutscher Übersetzung erschienen sind nebst dessen Lebenslauf von Lucien Malson, der Einführung, den Erläuterungen und Folgerungen von Prof. Lutz im Nachwort. Zur Übersetzung (von R. Lutz-Menschling und Hanni Zwahlen) sagt Prof. Lutz: »... die Unterschiede vom heute geschriebenen Französisch sind recht erheblich und bieten einer Übersetzung bedeutende Schwierigkeiten. Diese betreffen nicht nur das Sprachliche, sondern im weitern auch den Inhalt.«

Itard wohnte als bekannter Arzt in Paris; am Vormittag widmete er sich seinen Privatpatienten, am Abend ging

er in das Taubstummenheim, um dort mit Rat und Tat beizustehen. Während fast 40 Jahren opferete er sich für die Kinder dieser Institution. M. Montessori, die bekannte Aerztin, stützte sich auf seine Methoden, und die Unesco rühmte ihn 1961 in ihrem »statistischen Rapport über Spezialerziehung« als Pionier.

Dieser Knabe, von Itard Victor genannt, wurde 1799 erstmals und 1800 endgültig unter Menschen gebracht. Er lebte nackt in den Wäldern des Bezirkes Aveyron etwa 125 km nordöstlich von Toulouse in einer Gegend, in der im Winter Schnee fiel. Er ging auf allen vier, bei Annäherung biss und kratzte er, sprach kein Wort und gab zuerst auch keine Schreilaute von sich. Vorwiegend hatte er sich von pflanzlichem Essbarem ernährt (wahrscheinlich unterschied er mit dem Geruchssinn, ob es ihm dazu tauglich schien, denn noch lange seit seinem Aufenthalt unter Menschen beroch und beschimpfte er alles, was ihm in die Hände kam). Nach dem berühmtesten Psychiater seiner Zeit, Pinel, war er idiotisch und kaum bildungsfähig. Dieses Menschenwesen nahm sich Jean Itard an und versuchte nach genauem Plan dessen Fähigkeiten zu wecken und zu entwickeln. Daneben war Victor einer Madame Guérin zur Fürsorge anvertraut; von ihr sagte Itard folgendes: »Sie vollzog diese Aufgabe mit der ganzen Geduld einer Mutter und der Intelligenz einer Lehrerin.« (Uns hätten Beobachtungen und Erziehungseindrücke von Madame Guérin ebenso interessiert, doch leider ist darüber nichts weiter geschrieben worden, als was Itard gelegentlich erwähnt.) Itards

Erziehungsplan umfasst fünf Gesichtspunkte:

Erster Gesichtspunkt: Ihn mit dem Leben in der Gemeinschaft vertraut machen, indem man ihm dieses schöner gestaltet als in den bisherigen Monaten seit seiner Festnahme und vor allem ähnlicher dem Leben, das er früher führte.

Zweiter Gesichtspunkt: Die Sensibilität seiner Nerven durch die kräftigen

auf die Gegenstände seiner körperlichen Bedürfnisse anwenden und dann deren Anwendung auf den Lehrstoff bestimmen.

Zum dritten Gesichtspunkt berichtet Itard: »Wenn die Fortschritte bei diesem Kinde in die Richtung der Zivilisierung und wenn meine Erfolge seiner Intelligenzsentwicklung bis jetzt so langsam und schwierig verliehen, muss ich vor allem die zahllosen Hindernisse erwähnen, denen ich begegne, um diesen dritten Punkt zu erfüllen. Ich habe dem Knaben allmäthig die verschiedenenartigsten Spielzeuge vorgelegt und während Stunden mich bemüht, ihm den Gebrauch derselben zu erklären. Doch musste ich mit Kummer feststellen, dass diese verschiedenen Gegenstände seine Aufmerksamkeit nicht weckten, sondern im Gegenteil ungeduldig werden liessen, und zwar so sehr, dass er versuchte, sie zu verstechen oder zu zerstören, wenn sich eine Gelegenheit dazu bot. Das war zum Beispiel der Fall, als er in einem durchlöcherten Stuhl lange Zeit ein Kegelspiel versteckt hielt, das für ihn mit unangenehmen Erinnerungen verbunden war. Als er einmal allein in seinem Zimmer war, fasste er den Entschluss, das Kegelspiel auf das Herdfeuer zu legen; dort fand man ihn, wie er sich vergnügt an diesem Freudenfeuer wärmt.«

Immerhin gelang es mir manchmal, sein Interesse zu wecken an Vergnügungen, die mit dem Essen im Zusammenhang standen. Wenn ich ihn zum Essen in die Stadt mitnahm, konnte ich ihm am Ende der Mahlzeit hie und da ein solches Versprechen. Ich stellte verschiedene silberne Becher umgekehrt und ohne bestimmte Reihenfolge vor ihm auf, und unter einen dieser Becher legte ich eine Kastanie. Sobald ich nun seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt hatte, fing ich an, einen der Becher um den andern umzudrehen ausser jenem, unter welchem die Kastanie lag. Währ-

end ich dann die frühere Reihenfolge wieder herstellte, forderte ich ihn mit Zeichen auf, seinerseits das Spiel zu probieren. Der erste Becher, den er umkehrte, war ausgerechnet derjenige, unter den ich als kleine Belohnung seiner Aufmerksamkeit die Kastanie gelegt hatte. – Bis jetzt war es nur eine geringe Anstrengung für das Gedächtnis. Aber unbemerkt gestaltete ich das Spiel schwieriger. Indem ich in gleicher Art eine andere Kastanie versteckte, wechselte ich die Reihenfolge aller Becher, allerdings langsam, aber doch so, dass es für ihn in der vollständigen Umkehrung der Reihenfolge schwierig wurde, mit den Augen und durch seine Aufmerksamkeit zu folgen und sich zu merken, welcher Becher den kostbaren Inhalt barg. Ich ging noch weiter, indem ich unter zwei oder drei Becher Kastanien legte und seine Aufmerksamkeit zwischen den drei Gegenständen teilte. Er verfolgte dementsprechend den Wechsel und untersuchte zuerst diese Becher. Das war aber noch nicht alles und nicht das einzige Ziel, das ich mir steckte. Das Urteilsvermögen entsprach bis jetzt höchstens der Berechnung eines Feinschmeckers. Um deshalb seine weniger animalische Aufmerksamkeit zu erreichen, liess ich bei diesem Spiel alles weg, was mit seinem geschmacklichen Neigungen in Beziehung stand. Man legt nichts Essbares mehr unter die Becher. Das Resultat war fast ebenso befriedigend; diese Übung war jetzt nicht mehr nur ein einfaches Spiel mit Bechern, sondern sie forderte seine Aufmerksamkeit, sein Urteilsvermögen und die Genauigkeit seines Beobachters heraus.«

Zum vierten Gesichtspunkt führt Itard aus: »Es ist leicht verstehtbar, dass inmitten der Wälder, fern einer denkenden Gesellschaft, der Gehörssinn unseres Wilden keine andern Eindrücke bekam als eine kleine Zahl von Gerüchen, und vor allem von solchen, die

Fortsetzung auf Seite 23

Der Akademiker findet seine Fachliteratur auf den Gebieten

- Medizin
- Jurisprudenz
- Nationalökonomie
- Architektur

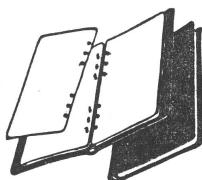
in guter Auswahl bei

Hans Raunhardt

INH. GERHARD HEINIMANN & CO.
Buchhandlung und Antiquariat
Gegründet 1890
Zürich 1, Kirchgasse 17, Tel. 32 13 68

BIELLA

Ringbücher und Kollegbücher



Seit Jahrzehnten eine bekannte BIELLA-Spezialität!
In vielen Formaten und Farben,
mit 2, 3, 4 und 6 Ringen,
elegante, gepflegte Ausführung in Leder, Kunstleder und Plastic.

In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich. Achten Sie bei Ihren Einkäufen stets auf die Marke BIELLA, es lohnt sich!

Schlittschuhe

für Damen, Herren und Kinder
Individuelle Beratung, günstige Preise
Alte Schlittschuhe werden an Zahlung
genommen!

Zollstr. 42 b. Hauptbahnhof Tel. 051 44 9514

Stadi-Sport 8005 Zürich

WINTERPNEUS
zu günstigen Preisen



FIRESTONE, GOODYEAR,
DUNLOP, KLEBER, etc.
aufgummierte Reifen
Montage – Auswuchten

PNEUHAUS W. H. KLEINHEINZ
Culmannstrasse 83 (beim Hotel Rigihof)

8033 Zürich
Tel. 28 37 15

City Service

Stadelhoferstrasse 36
8001 Zürich
Tel. 34 68 70

Photokopier-Schnelldienst

Sämtliche
Vervielfältigungen
(Wachsmatrizen, Offset,
Umdruck)

Beschriften
(Wissenschaftliche Texte,
Fremdsprachen)

TEA-LUNCH-ROOM

Mallorca

Gute bürgerliche Küche,
frische hausgemachte Gipfel,
ein guter Kaffee
machen den Aufenthalt zu
einem Treff-Punkt für Sie.

BUCHER

für Ihr Studium
aus allen
Wissensgebieten



Theologie
Philosophie
Psychologie
Rechtswissenschaft
Sozialwissenschaft
Sprachwissenschaft
Geschichte und Politik
Medizin
Mathematik
Technik

Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler
die ausführlichen Verzeichnisse

VANDENHOECK + RUPRECHT, GÖTTINGEN + ZÜRICH

Zweigniederlassung: Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich

GAULOISES



Sind sie der Gauloises Typ?

(jung, lebensfroh, unkompliziert)

FP FP

Freisinn - immer jung

Unser Alter

Seit 1848 wirkt der Freisinn in der Schweiz. Als stets Regierungsverantwortung tragende Partei hat sie Vieles und Entscheidendes für unseren liberalen Rechtsstaat geleistet. Man könnte nun erwarten, dass sich die Partei schon längst abgenutzt und abgestumpft hätte, wie es manchen Parteien in ähnlicher Lage immer wieder ergeht.

Unsere Jugendlichkeit

Doch der Freisinn hat sich jung erhalten. Immer wieder unternimmt er Vorstöße in politisches Neuland. Er scheut sich nicht, frühzeitig schwierige Probleme in Angriff zu nehmen (man denke etwa an die freisinnigen Vorstöße für die Totalrevision der Bundesverfassung). Er ist auf der Höhe der Zeit.

Dass der Freisinn nichts von seinem Schwung eingebüsst hat, verdankt er nicht nur seiner Ausrichtung auf die gültig bleibenden Grundsätze des Liberalismus, sondern auch der Tatsache, dass er in seinen Reihen immer wieder die Jugend zum Wort kommen lässt und mit verantwortungsvollen Aufgaben betraut!

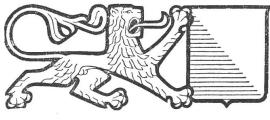
Deshalb werden auch Sie als junge Akademiker sich in unseren Reihen wohl fühlen! Wenn Sie Näheres über unsere Partei wissen wollen, so senden Sie uns den untenstehenden ausgefüllten Abschnitt.

An: Freisinnige Partei, Postfach 263, 8024 Zürich

Ich wünsche **unverbindlich** Unterlagen über die Freisinnige Partei.

Name: Studienrichtung:

Vollständige Adresse:



FREISINNIGE PARTEI
DES KANTONS ZÜRICH

Köstlich bis zum letzten Tropfen



...natürlich - rassisches, schäumendes

Zürcher Bier

Für Nachschub sorgen

BRAUEREI A. HÜRLIMANN AG, ZÜRICH
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG, ZÜRICH
BRAUEREI WÄDENSWIL, WEBER & CIE.

Finanzprobleme?



Schweizerischer
BANKVEREIN
ZÜRICH am Paradeplatz



Fortsetzung von Seite 21

Victor, das Wildkind

sich mit seinen physischen Bedürfnissen verbanden. Er benützte dieses Organ nicht, um die Kombination und Artikulation der Töne zu unterscheiden, vielmehr war es ein einfaches, individuelles Mittel, um ihn vor dem Nahen eines gefährlichen Tieres zu warnen oder das Herabfallen einer Wildfrucht anzusehen. Auf diese Dinge beschränkte sich das Gehör ohne Zweifel, wenn man es nach dem beurteilt, wie wenig oder gar nicht er auf Töne und Geräusche antwortete, die ihn nicht interessierten, und die hervorragende Sensibilität, die er anderseits bezogte für Geräusche, die für ihn eine Bedeutung hatten. Wenn man von ihm nicht gesehen und ganz leise, eine Kastanie oder Nuss ausschüttete, wenn man nur den Schlüssel berührte, mit dem man ihn im Zimmer eingeschlossen hielt, verfehlte er nie, sich brüsk umzudrehen und dorthin zu laufen, wo das Geräusch herkam. Das Gehör zeigte nicht die gleiche Empfindlichkeit für die Stimmen oder gar für die Explosionen von Feuerwaffen, weil es notwendigerweise wenig sensibel und aufmerksam war gegenüber allen Eindrücken außer solchen, die ihm zu einer langen und exklusiven Gewohnheit geworden waren. Ende des Jahres schien er die menschliche Stimme zu hören, und als im Korridor neben seinem Zimmer zwei Personen sich mit lauter Stimme sagten, verfehlte er selten, den Kopf zu wenden oder herbeizukommen.

Itards Übungen schienen den Knaben zu überfordern, seine seelische Abwehr zeigte sich in epileptischen Krämpfen und Anfällen. Itard wandte dagegen eine einmalige recht drastische Massnahme an. Gewissenhaft berichtet Itard von seinen positiven und negativen Resultaten. Z. B. sagt er folgendes:

»1. dass die Vervollkommenung des Sehens und Tastens und die neuen Gefühle des Geschmacks die Empfindungen und die Gedanken unseres Wilden vervielfacht und mächtig zu der Entwicklung seiner intellektuellen Fähigkeiten beitragen haben.

2. Wenn man diese Entwicklung in ihrer ganzen Ausdehnung betrachtet, findet man unter anderen glücklichen Veränderungen die Kenntnis des gebräuchlichen Werts der Bezeichnungen für das Denken, die Anwendung dieser

unterhielten sich zwei Personen sehr lebhaft hinter ihm, was ihm nicht den geringsten Eindruck zu machen schien. Dann trat eine dritte Person hinzu, die sich in die Diskussion einschaltete und alle ihre Einwürfe begann mit »Oh! Im Gegenteil!« Ich bemerkte, dass jedes Mal, wenn diese Person ihr bevorzugtes Wort, »Oh!, aussprach, der Wilde vom Aveyron lebhaft den Kopf drehte. Am



Zeichnung John Lennon

gleichen Abend machte ich zur Schlafenszeit einige Experimente mit dieser Betonung und erzielte ungefähr die gleiche Aufmerksamkeit. Ich versuchte es mit einer Reihe anderer einfacher Vokale, aber ohne jeden Erfolg. Die Vorliebe für den Vokal O veranlasste mich, ihm einen Namen zu geben mit dieser Vokalendung. Ich wählte Victor. Dieser Name ist ihm geblieben, und wenn man ihn mit lauter Stimme sage, verfehlte er selten, den Kopf zu wenden oder herbeizukommen.«

Itards Übungen schienen den Knaben zu überfordern, seine seelische Abwehr zeigte sich in epileptischen Krämpfen und Anfällen. Itard wandte dagegen eine einmalige recht drastische Massnahme an.

Gewissenhaft berichtet Itard von seinen positiven und negativen Resultaten. Z. B. sagt er folgendes:

»1. dass die Vervollkommenung des Sehens und Tastens und die neuen Gefühle des Geschmacks die Empfindungen und die Gedanken unseres Wilden vervielfacht und mächtig zu der Entwicklung seiner intellektuellen Fähigkeiten beitragen haben.

2. Wenn man diese Entwicklung in ihrer ganzen Ausdehnung betrachtet, findet man unter anderen glücklichen Veränderungen die Kenntnis des gebräuchlichen Werts der Bezeichnungen für das Denken, die Anwendung dieser

Kenntnis für die Bestimmung von Gegenständen und für den Ausdruck der Eigenschaften und Wirkungen derselben, dann den Umfang der Beziehungen des Schülers zu den Personen, die ihn umgeben, seine Fähigkeit, ihnen seine Bedürfnisse auszudrücken, ihre Befehle zu erhalten und mit ihnen einen freien und ständigen Gedankenaustausch zu schaffen;

3. dass Victor trotz seines masslosen Bedürfnisses nach Freiheit in der Natur und seiner Gleichgültigkeit gegenüber den meisten gesellschaftlichen Lebensgenüssen sich dankbar zeigt für die Pflege, die man ihm angegedeihen lässt, dass er auch empfänglicher ist für eine zärtliche Freundschaft und Gefallen findet am Wohltun, dass er beschämmt ist über seine Fehler und Reue zeigt über seine Wutausbrüche.«

Das Sprechen, auf das die ganze Umwelt sehr gewarnt hatte, konnte Itard seinem Zögling nicht beibringen. Wahrscheinlich hielt es dieser für überflüssig, da er sich in seiner Zeichen- und Gebärdensprache deutlich ausdrücken konnte.

Was uns heute an dem Wildkind Victor besonders anspricht, ist seine überaus mächtige Naturverbundenheit, die er nie verlor – (soweit wenigstens die Aufzeichnungen reichen, die leider von seinem späteren Leben nichts mehr berichten, außer dass er nach der fünfjährigen Schulung durch Itard in die Dépendance des Taubstummenheims gewiesen wurde und 1828 starb). Victor empfand die Natur wirklich als Mutter und seine Freuden und Begeisterungsausbrüche, als er z. B. über Land fahren durfte, sind ergriffend:

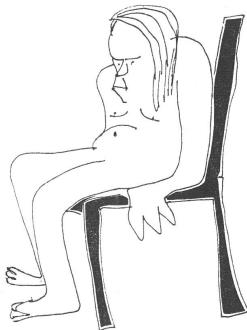
»Welche Steigerung des Vergnügens, wenn die Ausflüge aufs Land gingen! Es war eines der merkwürdigsten und – ich wage es zu sagen – auch der ergreifendsten Schauspiele, in seinen Augen die Freude zu sehen beim Anblick der Anhöhen und Wälder. Es schien, als ob die Fensterscheiben des Wagens nicht genügen würden für die Gier seiner Blicke.«

Bei einem Schneefall benahm er sich also: – »Er verliess das Bett, rannte zum Fenster, dann zur Türe, lief ungeduldig vom einen zum andern, entwich halb angezogen und erreichte den Garten. Hier, seiner Freude mit durchdringenden Schreien Ausdruck gebend, rannte er herum, rollte sich im Schnee,

indem er diesen mit den Fäusten packte und mit einer unglaublichen Gier in den Mund stopte.«

Es ist dies der gleiche Knabe, der sich in völlig andersartiger Umwelt stumpf und gleichgültig benahm und gar keine Neugierde nach den ungewöhnlichen Dingen zeigte.

Die neuen Eindrücke hatten sich wie ein Sturzbach über ihn ergossen, und das seelische Gleichgewicht konnte er nur durch die innige Naturverbundenheit wiederherstellen.



Zeichnung John Lennon

Fortsetzung von Seite 19

Was bin ich?

überlegen sind. Und die verteufelte Frage: haben Sie denn schon Praxis? Dann will ich mich irgendwo in die Praxis werfen. Und wieder: haben Sie denn schon Praxis? So steht man vor einer glatten, grifflosen Wand und bleibt zurück. Dabei ist man schon ein paar Jahre im Hintertreffen. Man ist älter als jene, die fähiger sind. Und das Wissen um die Unehwendbringlichkeit dieser Jahre und um die Unehwendholkeit wächst und verzerrt sich in Minderwertigkeitsängste.

Anderseits muss man sich gestehen, dass man in diesen Jahren auch etwas geleistet hat. Und wir bringen doch auch etwas mit. Ich meine nicht die Testate und das Wissen aus Büchern und Vorlesungen. Aber man hat an sich selber gearbeitet. Mit grossem Aufwand an Zeit und Seele. Auch all die Irrungen können nicht verloren sein; selbst wenn sie an sich albern sind, so bedeutet sie doch eine Strecke auf unserem Weg nach menschlicher Reife. Das ist es: wir sind weniger vorgedrungen in der Richtung auf einen Beruf im alltäglichen Sinn dieses Wortes, es ging uns weniger darum, einen Beruf zu besitzen, als ein Mensch zu werden. Auch wenn wir dieses Ziel noch unmöglich erlangt haben können, so sind wir doch immerhin vorwärts gekommen. Und das Wissen um diesen erkämpften, lebendigen inneren Reichum verleiht einen vor gewissen Gesichtern zu einer lächerlichen Überheblichkeit.

Was bin ich?

Zum Broterwerben mangeln mir gewisse Fähigkeiten, mangelt mir Praxis. Aber meine Konkurrenten haben sie, sie kennen das Kampffeld und sind trainiert. Und zum Ersäufen bin ich innerlich zu schön. Ich habe einen lebendigen Reichtum, und ich pilgere mich müde; denn er ist ein uneinlösbarer Wechsel.

Oft denke ich mir das Studium wie eine Brücke. Wir bauen auf ein sicheres Ufer hin und vertrauen auf unseren Bau und kümmern uns spärlich um das, was wir da eigentlich überbrücken. Es ist ein Ulk: in der Mitte bricht es, und man rutscht als Nichtschwimmer in den Fluss. Max Frisch, phil. I.

Apotheke Oberstrass

F. Eichenberger-Haubensak



Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

Zürich 6

Universitätsstrasse 9

ASSISTENT

Diese geschützte Fabrikmarke kennzeichnet ein Schweizer Zeichenpapier von hervorragenden Eigenschaften. Es ist lichtbeständig, vergilbt also nicht und lässt sich ohne Sorge radieren. Mit seiner geschmeidigen matten Oberfläche ist Assistent das einzige Richtige für Bleistiftzeichnungen und technische Darstellungen. In Bogen und Rollen erhältlich.



SIHL, Zürcher Papierfabrik an der Sihl, Zürich
Telefon 051/232735

Ihr Besuch freut uns

Unibar

Universitätsgebäude

Erfrischungsraum

Zahnärztliches Institut

Erfrischungsraum

Tierspital

Karl der Grosse

Kirchgasse 14 (auch 1. Stock)

Olivenbaum

Stadelhoferstr. 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften



FREIHOFER
Buchhandlung
für
Technik und
Wissenschaft

Universitätstr. 11
Zürich 6
Tel. 47 34 32



FREIHOFER
Buchhandlung
für
Medizin

Rämistrasse 37
Zürich 1
Tel. 47 92 22

ARISTO STUDIO



Klares, übersichtliches Teillungsbild
Große, deutliche Skalenbezeichnung
Versetzte Skalen CF/DF/CIF
Kehrwertskalen CI/CIF
6 Exponentalskalen
Dauerjustierung der Skalen
Gleichbleibender Zungengang
Rutschfeste Gummlauflagen
Unzerbrechliches ARISTOLEN-Etui

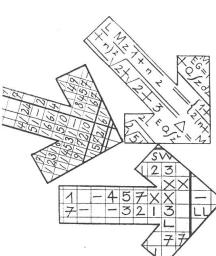
DENNET & PAPE · ARISTO-WERKE · HAMBURG

Das Schreibgerät
für Fachleute

Lindy

Auditor's

Fine Point (No. 460F)



Feine Lindy Kugel
Klare, reine, gestochene scharfe Schrift
Freistehende Lindy Spitze
Total sichtbar für Schreibpräzision
Lindy Riesenpatrone
Lange Schreibbauer (4 x mehr)
12 Leuchtende Lindy Tintenfarben
12 Erkennungsmittel
Leistungsfähige Lindy Qualität
Detail Preis Fr. 2.95 pro Stück.
p.12 p.24 p.35 p.72 p.144
2.75 2.60 2.50 2.44 2.36
Verlangen Sie «Lindy Auditor's Fine Point»
in Ihrer Papeterie

Manufactured by Lindy Pen Company Inc. U.S.A.
Agency generally: D. Schmid, Colomber NE

THEATER am HECHTPLATZ

Tägl. 20.30 h (Sonntag geschlossen)

CLOWN



Vollständig neues Programm!

Theaterkasse geöffnet ab 15 h, Tel. 34 32 34
Legi-Ermässigung für Montag schon im
Vorverkauf. Für die übrigen Tage an
der Abendkasse solange Vorrat.

Vor und nach dem
Kolleg
eine Erfrischung im
Café Studio
Zürich, beim Pfauen

Und für verwöhnte
Ansprüche

Hotel Florida
Bar, Restaurant
Sitzungszimmer
Seefeldstrasse 63

Chemie

Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

Sollen wir uns einen Maulkorb anlegen?

Würden Sie eine Zeitung mit Maulkorb lesen?
Hoffentlich nicht! Nun, der Tages-Anzeiger hat
keinen. Er nimmt offen Stellung zu wichtigen
eidgenössischen und internationalen Problemen.
Er muss nicht Rücksicht auf Partei- und
Wirtschaftsinteressen nehmen. Er ist wirklich
unabhängig.

Anderseits ist der Tages-Anzeiger eine Zeitung,
die der Diskussion viel Platz einräumt;
wesentliche Ereignisse werden nicht nur aus einer
Perspektive betrachtet, es kommen verschiedene
Standpunkte zu Wort.

So werden dem Leser nicht bestimmte
Meinungen aufgenötigt; vielmehr hat er die
Möglichkeit, sich ein eigenes Urteil zu bilden

Bitte, überzeugen Sie sich davon! Wenn Sie uns
heute diesen Gutschein senden, erhalten Sie
schon ab übermorgen unser Blatt während
14 Tagen gratis und unverbindlich zugestellt

14 Tage gratis

Bestellung

Ich wünsche den Tages-Anzeiger un-
verbindlich während 14 Tagen gratis
ins Haus geliefert.

Ich wünsche den Tages-Anzeiger be-
reits fest zu abonnieren, bei vor
gängiger Gratissierung während
14 Tagen.

1 Monat 1/4 Jahr 1/2 Jahr 1 Jahr

Fr. 3.90 Fr. 11.70 Fr. 23.40 Fr. 46.80

Name:

Vorname:

Strasse:

Postleitzahl

und Ort:

Unterschrift:

Wohnen Sie im engeren
Ortsrayon? Ja Nein

Zutreffendes ankreuzen

Bitte senden Sie diesen Gutschein in offenem Briefumschlag mit 5 Rp
frankiert an Tages-Anzeiger, Vertrieb, Postfach, 8021 Zürich.

Tages Anzeiger

Überparteiliche schweizerische Tageszeitung

BEETHOVEN

MISSA SOLEMNIS

Leitung: Herbert von Karajan
DGG, 2 Platten Fr. 31.—

AKTION

BEETHOVEN

Sämtliche Klaviersonaten mit Wilhelm Kempff
DGG, 11 Platten Fr. 130.—
(nur auf Bestellung lieferbar)

J. S. BACH

WEIHNACHTSORATORIUM

mit Christa Ludwig und
dem Münchner Bach-Chor
Leitung: Karl Richter
Archiv, 3 Platten Fr. 35.—

FABRIKNEUE ORIGINALKASSETTEN

Alle diese Aktions-Angebote sind ab 15. November lieferbar

(solange Vorrat)

BEI DER ZENTRALSTELLE